

Schlossschrift #3



April 2022

# Gesammelte Frauengeschichte

Museum  
Restaurant  
Jugendherberge  
Events

Erzähl mal!

Nachmittags auf der Baustelle 4-7

Ein Grat so dünn wie Faden 8-11

Gleich viel. Klar! 12-13

Ein Leben voller nicht erzählter  
Geschichten 14-17

Frauengeschichten 18-33

Museum

Frauen aufs Podest! 34-35

Schloss Burgdorf

Ein Schloss für alle 36-37

Jetzt im Förderclub  
mitmachen 39

**Danke!**

Das Museum Schloss Burgdorf wird als regionale  
Kulturinstitution unterstützt von:



Kanton Bern  
Canton de Berne



Diese Schlossschrift wurde ermöglicht durch:  
Stiftung für Kunst, Kultur und Geschichte, Stiftung Vinetum,  
Ernst Göhner Stiftung, Fondation Johanna Dürmüller-Bol,  
Gemeinnütziger Frauenverein Burgdorf und Förderclub  
Museum Schloss Burgdorf

Grosser Dank an alle, die mit Hinweisen, Ideen, Beiträgen und  
Objekten zum Gelingen der Schlossschrift und der Ausstellung  
beigetragen haben.

#### Freiwillig spenden

Das Museum freut sich über  
jede Spende oder den Beitritt  
zum Förderclub:

[www.schloss-burgdorf.ch/foerderclub](http://www.schloss-burgdorf.ch/foerderclub)  
IBAN CH22 0900 0000 1570 4469 0  
Besten Dank!

#### Kostenlos abonnieren

Die Schlossschrift erscheint in  
der Regel einmal jährlich und kann  
kostenlos abonniert werden:

[www.schloss-burgdorf.ch/  
schlossschrift](http://www.schloss-burgdorf.ch/schlossschrift)

#### Impressum

**Herausgeberin:** Museum Schloss Burgdorf,  
Schlossgässli 1, 3400 Burgdorf, 034 426 10 40,  
[museum@schloss-burgdorf.ch](mailto:museum@schloss-burgdorf.ch)  
In Kooperation mit dem Burgdorfer Biografischen  
Institut und dem ERNST-Magazin.

**Geschichtensammlung:** Hans Herrmann, Corinna  
Hirrlé, Ivo Knill, Sonja Mühlemann, Tamara Suter

**Fotografie:** Daniel Furter, Natalie Jenal,  
Andreas Marbot, Tamara Suter, Jürg Wüthrich,  
Christine Wüest

**Redaktion:** Daniel Furter, Ivo Knill,  
Sonja Mühlemann

**Schlussredaktion:** Adrian Soller

**Lektorat:** Christine Blau

**Layout:** Kaspar Eigensatz

**Druck:** Cavelti AG, Gossau

*Ich bin keine Spitzensportlerin und habe keine Pionierleistungen vollbracht. Aber ich erbringe gerne Leistung und habe mich getraut, in die erste Reihe zu stehen.*



### Liebe Leserinnen und Leser

Vor Kurzem hat eine Schlagzeile meine Aufmerksamkeit geweckt. «Es muss normal werden, dass Frauen Heldenrollen bekleiden», titelte eine Zeitung ihr Interview mit Marlen Reusser. Die Hindelbanker Spitzensportlerin und Ärztin meinte in jenem Gespräch, dass sich Frauen oft nicht selbstbewusst genug hinstellen würden. Sie seien zurückhaltend und bescheiden und zu wenig gewillt, in der ersten Reihe zu stehen. Und wenn sie dort stehen würden, würde man sie beobachten und beargwöhnen – wie ein exotisches Tier im Zoo.

Auch deshalb widmet sich das Museum Schloss Burgdorf in seiner neuen Ausstellung den Frauen. Der jahrhundertelangen Abstinenz der Frauen in der Geschichtsschreibung soll ein Ende gemacht und die Frauen ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt werden. Frauen wie die Radrennfahrerin und Olympia-Medaillen-Gewinnerin Marlen Reusser haben etwas gewagt. Sie hatten den Mut, sich zu exponieren, haben riskiert, zu verlieren. Aber auch andere, weniger berühmte Frauen vollbringen Grossartiges, Tag für Tag. Sie bringen Beruf und Familie unter einen Hut, schaffen sich einen Platz in der leistungsorientierten und männerdominierten Arbeitswelt oder halten ihren berufstätigen Ehemännern den Rücken frei. Sie alle sind Heldinnen. Doch solche Heldinnengeschichten zu finden

ist nicht immer einfach. Frauen sind es nicht gewohnt, ihre Leistungen an die grosse Glocke zu hängen. Sie verkaufen sich oft unter ihrem Wert, weil sie es so gelernt haben, weil es den traditionellen Rollenbildern entspricht.

Ich bin keine Spitzensportlerin und habe keine Pionierleistungen vollbracht. Aber ich erbringe gerne Leistung und habe mich getraut, in die erste Reihe zu stehen, wollte etwas bewegen, mitgestalten, verändern – als Gewerkschafterin, Politikerin und als leitende Angestellte. Und doch fällt es auch mir immer wieder schwer, über meine Leistungen zu sprechen. Sind sie nicht zu gewöhnlich, zu wenig herausragend, zu unbedeutend?

Mit dieser Schlossschrift und der neuen Ausstellung wollen wir jedenfalls unseren Beitrag leisten, damit es normaler wird, dass Frauen Heldinnenrollen bekleiden. Wir wollen aber nicht nur Geschichten von Frauen in der ersten Reihe erzählen, sondern auch solche von jenen Frauen, die im Hintergrund wirken, von jenen, die viel leisten, ohne dass je eine Zeitung über sie schrieb. Wir finden: Sie alle sind der Rede wert.

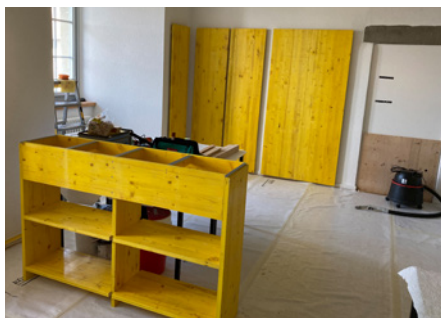
*Herzlich  
Irene Hänsenberger  
Präsidentin Museum Schloss Burgdorf*

# Nachmittags auf der Baustelle

Der neue Ausstellungsraum «Macherinnen – Frauengeschichte aus Burgdorf und dem Emmental» sollte nicht im stillen Museumsbüro entstehen, sondern gemeinsam mit der Bevölkerung erarbeitet werden. Dazu gestaltete das Museum in der Ausstellung eine «Baustelle zur Frauengeschichte». Hier wurde diskutiert, recherchiert und gestaunt über die fehlende Sichtbarkeit von Frauen in der Öffentlichkeit und im Museum. Ein Erfahrungsbericht der Projektmitarbeiterin Tamara Suter.

4 Erzähl mal!





Jeweils um halb zwei Uhr verlegte ich meinen Arbeitsplatz vom Büro auf die Baustelle im Museum, wo ich mit den Besuchenden Geschichten zu Frauen, Frauenorganisationen und Ereignissen sammelte. Die erste Kontaktaufnahme war meist vorsichtig: Die Museumsgäste steckten ihren Kopf in den Raum, sahen mich hinter dem Laptop sitzen, stutzten und entschuldigten sich für die Störung.

Dabei freute ich mich auf die Besuche und Gespräche und bemühte mich, alle schnellstmöglich einzuladen: «Nein, nein, herein-spaziert! Willkommen auf der Baustelle!»

Von September bis Dezember 2021 diente die «Baustelle zur Frauengeschichte» im Museum Schloss Burgdorf zur Vorbereitung der neuen Ausstellung «Macherinnen – Frauen-geschichte aus Burgdorf und dem Emmental».

Zahlreiche Mitarbeitende des Museums haben an den Nachmittagen die Baustelle betreut und Besuchenden erklärt, was es mit diesem aussergewöhnlichen Raum auf sich hat. Mit Fragen sensibilisier-ten wir die Gäste für die öffentliche Repräsen-tation von Frauen. Gleichzeitig konnten diese sich aktiv an der Erarbeitung der neuen Ausstellung betei-ligen, zum Beispiel, indem sie uns auf Frauen auf-merksam machten, die einen Platz in der Ausstel-lung haben sollten.

Einige Besuchende verweilten länger, um sich die gesammelten Geschichten von Frauen an der Sammelwand anzuschauen, manche rästelten, wie viele Strassen in Burgdorf nach Frauen benannt sind und wiederum andere machten es sich mit den Kindern in den gelben Sesseln gemütlich und blätterten in den Büchern unserer handverlesenen Frauenbibliothek.

Die Reaktionen auf den Raum deckten die ganze Bandbreite ab. Besucher:innen waren begeistert über die Initiative und berichteten über eigene Diskriminierungserfahrungen. Andere meinten, sowas sei überfällig und freuten sich, dass den Frauen endlich angemessen Platz gegeben wird. Eltern sagten stolz zu ihren Kindern: «Siehst du, wie wir es besprochen haben, Mädchen können alles, was Jungs können!». Menschen erzählten mir die Geschichten ihrer Mütter, Grossmütter, Nachbarinnen, Tanten und Töchter. Aber es gab auch kritische Reaktionen, die zu mehr oder weniger spannenden Diskussionen führten. Auf die provokative Frage, wo denn der Raum für Männer sei, gab es eine ganz einfache Antwort: «Jeder andere Raum im Museum.» Im Grossen und Ganzen waren die Reaktionen positiv; Besuchende freuten sich darüber, sich austauschen zu können und teilzuhaben an der Entstehung einer neuen Ausstellung.

Nicht wenige erzählten ihre Geschichten, zum Beispiel zur Solätte, dem traditionellen Burgdorfer Stadtfest jeweils Ende Juni. An der Vernissage zur Baustelle hatte Marianne Gertsch-Schoch ein Foto mitgebracht, dass sie am Solätte-Umzug 1991 in einem weissen Overall zeigte. Lehrerinnen und Schülerinnen hatten aber weisse Röcke zu tragen und diese Hose an einer Frau war ein Skandal, der nachhallte. Wir teilten die Meinung, sie wäre die Erste gewesen, die mit der Tradition brach. Wie hätten wir es wissenschaftlich überprüfen können...

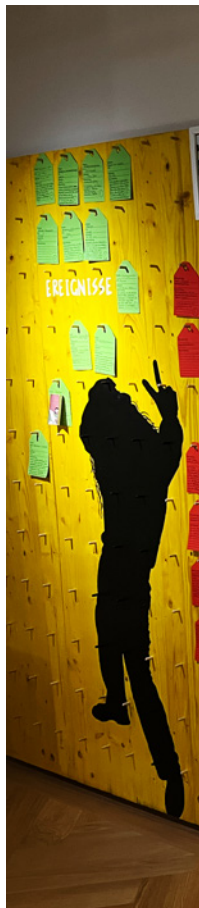
Eines Tages jedoch besuchte eine Familie die Baustelle. Im Gespräch erzählte ich die Geschichte und wies auf das Bild mit dem Overall hin. Darauf meinte der Vater: «Aber sie war gar nicht die Erste!» Es stellte sich heraus, dass er als Kind in Burgdorf gelebt hatte und zufälligerweise das Museum besuchte. Eine seiner Klassenkameradinnen war auch in Hosen an die Solätte gegangen – schon 1982. Es war so lange her, dass er sich nur noch an den Nachnamen erinnerte und dass sie in seinem Jahr-

gang war. Nach eigenen Recherchen und der Nachfrage bei einem freiwilligen Mitarbeiter des Museums konnte ich die Frau ausfindig machen. Tatsächlich hatte Christine Kauz-Wüthrich 1982 in selbstgenähten seidenen Pluderhosen am Solätte-Nachmittagsumzug teilgenommen, sehr zum Missfallen des Lehrers.

Diese und unzählige andere Geschichten wären nie zusammengekommen, wenn wir uns auf die altbekannten Mittel der Historiker:innen verlassen hätten. Im Archiv, in den Geschichtsbüchern und den Bibliotheken sind diese Frauengeschichten nicht nur untervertreten, sie wurden gar nie aufgezeichnet. Heute leben diese vielfältigen und spannenden Geschichten in den Erinnerungen der Kinder, Grosskinder, Freund:innen, Nichten und Neffen und vieler anderer Menschen weiter.

Unsere Aufgabe ist es, diese Erinnerungen zu sammeln und für zukünftige Ausstellungen nutzbar zu machen. Genau wie die Geschichten von Herzögen, Offizieren, Pfarrern, Bundesräten und Ingenieuren kann das Museum in Zukunft die Geschichten von Rotkreuzfahrerinnen, Schwingerinnen, Flüchtlingsmüttern, Weltenbummlerinnen, Hebammen, Philosophinnen, Unternehmerinnen, Autorinnen und all der anderen Frauen erzählen.

Jede der gesammelten Geschichten ist einzigartig, beeindruckend und berührend. Zusammen gibt dies die vielstimmige neue Ausstellung im Museum. Die Baustelle ist zu Ende, das Erkunden und Entdecken geht im Raum «Macherinnen – Frauengeschichte aus Burgdorf und dem Emmental» munter weiter.





7 Erzähl mal!

Anlässlich des 50-Jahr-Jubiläums des Frauenstimmrechts entstand im Museum Schloss Burgdorf ein Raum, in dem Geschichten von Frauen gesammelt wurden (vgl. S. 4–7). Die Geschichtensammler:innen des Burgdorfer Biografischen Instituts BBI und die Museumsmitarbeiterin Tamara Suter waren an mehreren Erzähltagen anwesend und konnten einige sehr schöne, bewegende und inspirierende Geschichten sammeln. Die Sammelnden machten aber auch die Beobachtung, dass es gar nicht so einfach war, zu den Geschichten zu kommen. Viele Frauen zögerten, sich in und mit ihren Geschichten zu zeigen. Warum? Sind wir uns nicht gewohnt, dass Frauen sich den Raum zum Erzählen nehmen? Fällt es Frauen schwer, sich selbst ins Scheinwerferlicht zu begeben, weil sie sich dadurch exponieren? Müssen Frauen sich den Raum der Lebensgeschichten erst erobern? Sonja Mühlemann, Daniel Furter und Ivo Knill gehen in ihren Beiträgen auf den nächsten Seiten diesen Fragen aus ihrer jeweiligen persönlichen Erfahrung nach.

## 8 Erzähl mal!





# Ein Grat so dünn wie Faden

Mit der Grossmutter und der Mutter auf dem Weg zur eigenen Geschichte – Sonja Mühlemann, Geschichtensammlerin des Burgdorfer Biografischen Instituts BBI, erzählt.

Meine Grossmutter hat in der Migros Wallisellen Regale eingeräumt. Sie hat Jahr für Jahr Produkte geordnet, die Hausfrauen brauchten. Flaschen mit Putzessig und Scheuermilch, Schuhputzcreme, Stopfgarn. Um diese Arbeit zu tun, verliess sie werktags das Haus, wenn es noch dunkel war, setzte sich in den Zug und fuhr von Effretikon in die Zürcher Vorstadt. Und abends wieder zurück. Samstags holten mein Grossvater und meine Mutter sie am Bahnhof ab. Wenn sie aus dem Zug stieg, war sie öfter schlecht gelaunt, und wenn die beiden die Wohnung nicht sauber genug geputzt hatten, knirschte sie mit den Zähnen. Diese Erinnerung aus ihrer Kindheit hat mir meine Mutter mehrfach erzählt, wenn ich sie danach fragte, wie sie aufgewachsen sei.

Ich hatte eine enge Bindung zu meinen Grosseltern, auch wenn ich heute sagen würde, dass wir uns nicht besonders gut gekannt haben. Es war, wie es war und wie es dazu gekommen war, blieb zum Grossteil im Dunkeln. Erst als meine Gross-

mutter an Alzheimer erkrankte und sich in die Welt ihrer Kindheit verlor, erhielten ihre Erzählungen Farbe, Tiefe. Sie gewann ihre Emotionalität zurück, die Krankheit entzog ihr die Kontrolle, lieferte sie ihrem Wesenskern aus. Meine Grossmutter begann ganz arg zu fluchen. Sie, die immer zu mir gesagt hatte «was sollen die Leute denn von dir denken», wenn ich etwas getan hatte, was sich in ihren Augen nicht für ein Mädchen gehörte.

Ich mochte dieses Ur-Wesen, das ich da kennenlernte. Jedes Schimpfwort verdeutlichte mir ihre Energie. Jene Energie und Bestimmtheit, die in ihr ruhte, und mit der sie ganz selbstverständlich durchgesetzt hatte, als Ehefrau und Mutter Anfang der 1970er Jahre arbeiten zu gehen, obschon ihr Mann dagegen war – er verdiene genug Geld, er brauche seine Frau nicht auswärts arbeiten lassen, sagte er. Auch wenn sich die Nachbarsfamilien die Mäuler zerrissen – meiner Grossmutter war die gesellschaftliche Meinung für einmal egal.

*Im Nachhinein begreife ich, dass sich meine Grossmutter  
stets auf einem schmalen Grat bewegte – zwischen  
Selbstbestimmung und dem, was sie dachte, tun zu müssen.*

Ihr Entscheid war aber bestimmt kein überlegter Akt der Rebellion oder gar gelebter Feminismus. Sie wollte einfach nicht zuhause sitzen und damit basta. Auch wenn sich das nicht gehörte, mit dem Arbeiten.

Meine Grossmutter war als Tochter von Kleinbauern in einem Tal aufgewachsen, dort, wo der Jura steil zum Mittelland abfällt. Schattenlage. Die Schwester stürzte als Kind vom Hühnerstalldach und trug bleibende Einschränkungen davon. Meine Grossmutter nahm sie als junge Frau mit in die Weberei, «Schiffli schicken». Sie war es sich gewohnt, anzupacken und im Rahmen des Möglichen selber Entscheidungen zu treffen. Gerne wäre sie Krankenschwester geworden, erzählte sie mir, als sie bereits krank war. Doch der Vater hatte kein Geld für das Postauto und auch nicht für die Spitaluniform. Und so blieb eben nur die Weberei.

Es war die Zeit des Zweiten Weltkriegs, Soldaten waren im Tal, nahe der deutschen Grenze, stationiert. Meine Grossmutter verliebte sich in einen von ihnen – und erzählte mir von kleinen Freiheiten und Glücksgefühlen auf Velotouren, wenn sie über die Egg fuhren. Doch der junge Mann war den Eltern nicht genehm und sie versteckten seine Briefe. Also suchte sich meine Grossmutter irgendwann einen anderen Mann, weit weg vom Elternhaus. Aber nicht zu weit. Jahrelang nahm sie mehrere Stunden Reise auf sich, um ihre Eltern und die Schwester zu pflegen, bis sie dann ganz zu ihr zogen.

Im Nachhinein begreife ich, dass sich meine Grossmutter stets auf einem schmalen Grat bewegte – zwischen Selbstbestimmung und dem, was sie dachte, tun zu müssen. Das, was die Gesellschaft von ihr zu fordern schien.

Ich erinnere mich an die Falten um ihren Mund, den sie oft zu einem dünnen Strich zusammengekniffen hatte. An das Knirschen ihrer Zähne. Selten

hörte ich sie von Herzen lachen, immer war sie geschäftig. Als wir, ihre drei Enkeltöchter, dann da waren, war sie längst pensioniert. Mittags stand sie in ihrer geblühten Schürze am Herd und kochte für uns, was mein Grossvater zuvor an Gemüse kleingeschnippelt hatte. Danach stopfte sie, auf der Gartenbank sitzend, Socken, während er drinnen Töpfe und Pfannen schrubbte. Ihr Nähkörbchen war fein sortiert, sie hatte bestimmt zehn verschiedene Fadenspulen in unterschiedlichen Weiss-tönen und mehrere dutzend Schattierungen in blau und rot. Am Sonntagmorgen assen meine Grosseltern Toast und hörten sich das Wunschkonzert auf DRS 1 an. Sie hatten es zu einer Eigentumswohnung und vier Fernreisen gebracht. Hatten einer Tochter und drei Enkelkindern das Leben weitergegeben.

Meine Mutter wurde Krankenschwester. Als ich zur Welt kam, machte sie es aber anders als ihre Eltern. Nicht, was die Schaffenskraft anbelangte, sondern die Elternschaft. Als Mutter wollte sie zuhause bleiben, ihre Töchter sollten keine Schlüsselkinder sein, wie sie eines gewesen war. Für sie gehört eine Frau zu den Kindern und kümmert sich um das Funktionieren des Alltags. Und so machte sie jahrzehntelang den Haushalt, streute Schneckenkörner im Garten, damit der Kopfsalat schön blieb, und war immer zuhause, wenn wir von der Schule kamen. Freitags gab es Fischstäbchen, Rahmspinat und Kartoffelstock von Knorr zum Zmittag. Sonntags manchmal einen Braten. Meine Mutter bügelte Berge von Wäsche, nächtelang. T-Shirts, Bettlaken, ja sogar die Unterhosen waren faltenfrei glatt. Mein Vater sass am Computer und arbeitete bis spät abends, machte die Steuererklärung und ab und zu spielte er Solitaire. Ums Einfamilienhaus ein Gartenzaun.

Und so wuchs ich auf, zwischen knirschenden Zähnen und wiederkehrenden Abläufen. Und mit der inneren Überzeugung, wählen zu können.

Die Stellung der Frau in der Gesellschaft war zuhause nie Thema. Frauen waren für mich einfach hart arbeitende Menschen, die alles schaffen können. Die ihr Ding durchziehen. Meine Eltern haben mir sicher keinen intellektuell-feministischen Zugang zu Frauenthemen mit auf den Weg gegeben, aber mir klar: Frauen sind stark. Und müssen es sein.

Es dauerte damals ein Weilchen, bis ich begriff, dass sich etwas geändert hatte. Es hatte nichts mit meiner Persönlichkeit zu tun, nein, die Gesellschaft blickte anders auf mich. Mit dem wachsenden Schwangerschaftsbauch wuchs auch die Anzahl der Kommentare zu meinem Dasein. Ich teilte nicht nur mit meinem Kind meinen Körper, dieser war zur allgemeinen Projektionsfläche für Lebenseinstellungen und Werte geworden.

An der Bushaltestelle fasste mir ein älterer Mann an den Bauch und sagte «gut gemacht». Als ich im achten Schwangerschaftsmonat Wehen hatte, riet mir meine Gynäkologin dazu, weiter zu arbeiten und die Zähne zusammenzubeissen. Menschen, deren Namen ich nicht einmal kenne, empfahlen mir, weniger Kaffee zu trinken, ich würde sonst die Entwicklung des Fötus schädigen.

Die Gesellschaft arbeitet sich an mir ab, arbeitet sich an den Frauen ab.

Ich fühlte mich schon zuvor manchmal wie eine wandelnde Litfasssäule. Jeder und jede bringt sein Meinungsplakätchen bei mir als Frau an – ungefragt und ungebeten. Mit der Rolle der Mutter hat das Ganze aber ein anderes Niveau erreicht. Jede:r weiss es besser, weiss, wie es richtiger ist. Mütter gehören nach Hause. Mütter gehören an den Arbeitsplatz.

Ich bin Mensch, Frau, Mutter, Partnerin, Tochter, Arbeitnehmerin, Gotti, Freundin und ganz viel mehr. Aber das Jonglieren mit all diesen Rollen, den Meinungen und Kommentaren dazu soll mir keine:r anmerken. Ich verhalte mich widersprüchlich und bin ständig im Zwiespalt, zwischen dem was ich will, soll und denke, tun zu müssen.

Mein Grat ist heute vielleicht schmaler, als jener auf dem sich meine Grossmutter bewegt hatte. So dünn wie ein Faden aus ihrem Nähkästchen. Ich kann und darf zwar alles – und trotzdem ist alles verkehrt.

Es ist schwierig, eine Geschichte aus meinem Frauenleben zu erzählen. Weil ich als Frau immer wieder um meine Geschichte ringen muss.

Ich habe mich entschieden, fremde Meinungen mit meinen eigenen Plakätchen zu überkleben. Und lege Wert auf die Wahl meiner Worte. Beim Legospielen löschen manchmal die Frauen das Feuer mit dem Helikopter und die Männer kochen. Dann ist es wieder umgekehrt. Mittwochs ist Mami-tag, ich habe nicht «frei». Die Steuerverwaltung kriegt jedes Jahr einen Brief, weil sie wieder meinem Mann Geld zurückerstattet, obwohl ich die Steuererklärung mache und die Raten von meinem Konto bezahle.

Manchmal knirsche ich mit den Zähnen. Manchmal gibt es Fischstäbchen und Rahmspinat.

Mal schauen, was meine Tochter aus all dem macht.

*Ich fühlte mich schon zuvor manchmal wie eine wandelnde Litfasssäule.*

# Gleich viel. Klar!

**Museumsleiter Daniel Furter initiierte den Raum für Frauengeschichte im Museum Schloss Burgdorf. Er erzählt seiner Tochter seine Geschichte und ermutigt sie.**

## Brief an meine Tochter

Manchmal fragst du mich, was ich denn früher so gemacht habe, als Kind oder Jugendlicher. So kam es, dass ich dir schon früh von meinen politischen Aktivitäten erzählte. «Was ist Politik?», war deine Frage dann, als wir das erste Mal darüber sprachen. Ich glaube, meine verständlichste Erklärung war: In der Politik wird besprochen und entschieden, wie wir zusammenleben wollen. «Aber wer bestimmt da alles mit?», war deine Neugier geweckt. Und schon waren wir mittendrin. Für mich war immer klar: Alle am Zusammenleben Beteiligten sollen auch mitentscheiden. Natürlich sollen alle Geschlechter, alle interessierte Jugendlichen und selbstverständlich auch Menschen, die nicht in der Schweiz auf die Welt kamen, mitreden und mitentscheiden. Wir haben zusammen über den Frauenstreik diskutiert und waren an einer Demo zur Lohngleichheit. Du warst ganz entsetzt, als du erfahren hast, dass Frauen – also auch du in der Zukunft – weniger Lohn für die gleiche Arbeit erhalten.

Ich habe dir auch erzählt, wie wir uns als Jungpartei für manchmal fast hoffnungslose Anliegen eingesetzt haben, wie z.B. für die Mitbestimmung von Menschen, die nicht hier geboren wurden. Lange ist es her, fast 25 Jahre, aber ich erinnere mich noch gut an die damaligen Diskussionen. Einig waren wir uns alle, dass Frauen und Männer gleichberechtigt sind und auch in der Politik gleichermaßen vertreten sein sollten. Dann kamen jeweils die Wahlen und die Wahllisten sollten mit Namen gefüllt werden – gleich viele Frauen wie Männer. Klar. Nach einer ersten Runde der Interessensabklärungen hatten wir bereits zu viele Männer auf der Liste, aber erst wenige Frauen. Dann begann das Telefonieren, stundenlanges

Telefonieren, um mögliche Kandidatinnen zu überzeugen, dass sie mehr als qualifiziert seien für das politische Amt und ihr Engagement äussert wertvoll und notwendig sei. Mit Ach und Krach konnte der Wahlausschuss am Parteitag ausgeglichene Listen präsentieren. Bis kurz vor offizieller Eingabe noch eine Absage einer Frau eintraf und die Linien nochmals heissliefen – oder dann ein Mann von der Liste gestrichen wurde. Gleich viele Frauen wie Männer. Klar!

Jetzt bist du bereits in der dritten Klasse und hast deine ersten Erfahrungen mit Mitschülern gemacht, die immer vorne mittun wollen, die immer etwas stärker, schneller oder vielleicht auch nur lauter sein müssen. Ich bin glücklich, dass dir das auffällt, dass du darauf reagierst und deinen Platz auch einforderst. In unseren Familiendiskussionen kommt dann ab und an das Thema auf, dass Frauen noch heute zu wenig in der Öffentlichkeit sichtbar und in der Politik noch längst nicht gleich vertreten sind. Oder dass es auch heute noch viele Menschen gibt, die meinen, es reiche aus, wenn Frauen in Texten zur besseren Lesbarkeit schlicht mitgemeint sind.

Schon ein paar Mal warst du mit mir im neuen Museum und hast über die vielen zu entdeckenden Dinge gestaunt oder dich als Detektivin betätigt. Hast du gemerkt, dass es auch im Schloss weniger Geschichten und Objekte von Frauen hat? Hat es dich gestört? Mich hat es gestört. Als Museumsleiter im Jahr 2022 will ich in den Ausstellungen nicht nur die wohlhabenden, gut gebildeten und gesetzteren Männer vertreten haben – deren Verdienst es ist, einen Grossteil der vorhandenen Museums-sammlungen im 19. Jahrhundert angelegt und gepflegt zu haben. Das Museum soll die Geschichte



*Trau dich! Steh hin!  
Genauso wie du bist!  
Weil das genau richtig ist!*

der gesamten Bevölkerung sammeln und zeigen. Gleich viele Frauen wie Männer und weitere Geschlechter. Klar!

Und nun muss ich dir hier schreiben, dass dies auch heute noch nicht so einfach ist. Statt stundenlanges Telefonieren ist monatelanges Suchen angesagt. Da die Sammlungen in Bezug auf Frauen und ärmere Bevölkerungsschichten Lücken aufweisen, haben wir die Bevölkerung und die Museumsbesuchenden aufgerufen, ihr Wissen zu aktuellen und historischen Frauenbiografien und Netzwerken zu teilen. Daraus soll eine neue Ausstellung entstehen, die das Leben und Engagement der Frauen in Burgdorf und im Emmental sichtbar macht und diesem Teil der Geschichte den Platz gibt, der ihm zusteht. Doch meine Erfahrungen von den Wahllisten wiederholen sich, wenige Frauen nur melden sich selbst bei uns. Die Projektverantwortlichen beginnen mit gezielten E-Mails und Anrufen. Aufrufe im Newsletter und in der Regionalzeitung bleiben ohne grosses Echo. Die geplanten öffentlichen Workshops zur gemeinsamen Erarbeitung von Inhalten müssen mangels Anmeldungen abgesagt werden. Und auch die Schlossschrift zum Thema wird trotz grösster Anstrengungen aller Beteiligten zum bisher dünnsten Museumsmagazin, einige Geschichten werden gar kurz vor Fertigstellung zurückgezogen.

Wieso erzähle ich dir das alles, fragst du dich vielleicht? Weil in meinen Augen ein Zusammenhang zur immer noch nicht erreichten Gleichberechtigung besteht, die ich mir so sehr für dich und uns alle wünsche. Es hat mich und die anderen Beteiligten überrascht, wie viele Frauen lieber keine Sichtbarkeit für ihre Geschichte und ihre vielfältigen und wertvollen Engagements wünschen.

«Ich bin nicht wichtig!» «Was ich gemacht habe, ist doch selbstverständlich, das muss nicht gezeigt werden.» «Ich möchte mit meinen Erinnerungen lieber nicht im Museum erscheinen.» Das sind alles legitime Standpunkte, die wir selbstverständlich respektieren. Doch sind es gerade auch diese Aussagen, die dazu beitragen, dass weiterhin mehr Männergeschichten in den Museen gezeigt und in den Geschichtsbüchern abgedruckt werden.

Natürlich wünsche ich dir für die Zukunft, dass du vor allem glücklich wirst und gesund bleibst. Aber ich wünsche dir auch, dass du nicht noch 25 Jahre warten musst, bis die Gleichberechtigung aller Geschlechter vollständig realisiert ist. Du sollst als Frau nie das Gefühl haben, in der Gesellschaft hintenanstehen oder dich gar verstecken zu müssen. Und so bemühe ich mich immer wieder, dass ich dir etwas vom Wichtigsten auf den Lebensweg mitgeben kann: ein stabiles Selbstvertrauen. Es soll einfach selbstverständlich sein für dich, für deine Geschichte und Bedürfnisse in der Öffentlichkeit hinzustehen: Trau dich! Steh hin! Genauso wie du bist! Weil das genau richtig ist und weil du wichtig bist! Und freu dich an all den Frauen, die in dieser Schlossschrift und in der neuen Ausstellung der Frauengeschichte Gesicht und Inhalt geben.

Ich hoffe, du verstehst diesen Brief nun nicht als väterliche Belehrung, sondern als liebevolle Ermutigung, genau wie jede Ermutigung einer Mutter an ihren Sohn, der auf dem Fünf-Meter-Sprungturm seinen ersten Sprung ins tiefe Wasser wagt. Das hast du mit fünf Jahren mit deiner Mutter gut geschafft. Ich habe mich nie getraut.



# Ein Leben voller nicht erzählter Geschichten

Ivo Knill gehörte zum Team der Geschichtensammler:innen des Burgdorfer Biografischen Instituts BBI. Beim Sammeln stiess er auf die unerzählte Geschichte seiner Mutter.

## 14 Erzähl mal!

**1** Meine Mutter kam im Jahr 2008 bei einem Auto-unfall ums Leben. Es war ein Tag im Juli, kurz vor ihrem achtzigsten Geburtstag. Auf dem Weg ins Dorf wurde sie auf dem Fussgängerstreifen von einem Auto erfasst und starb wenige Stunden später an den Folgen des Unfalls.

Nach der Nachricht von ihrem Tod fuhr ich zu meinem Vater in die Ostschweiz und blieb einige Tage dort. Zusammen mit ihm und meinen Geschwistern bereiteten wir die Beerdigung vor, sortierten Kondolenzkarten und halfen meinem Vater dabei, das richtige Waschmittel zu kaufen und sich in die Aufgaben des Haushalts einzuarbeiten.

Ich machte Fotos vom blühenden Garten, den meine Mutter liebevoll gepflegt hatte. Hinter dem Grün der Beete sehe ich heute auf den Fotos das Grün der Johannisbeersträucher, die wir als Kinder abernteten. Mutter machte aus den roten,

sauren Früchten Confi und Gelee. Welche Erinnerungen, welche Geschichten hat meine Mutter hinterlassen? Was erzählte sie von sich und ihrem Leben?

Der Schock des plötzlichen Todes überdeckte die Gefühle der Trauer. Ich ging wie betäubt durch die Tage und Wochen nach dem Tod meiner Mutter. Mich bedrückte, dass sich in das Verhältnis zu meiner Mutter seit Jahren ein Schatten geschlichen hatte. Wir hatten nie ein Zerwürfnis oder einen offenen Konflikt – aber oft endeten unsere Telefongespräche mit Tränen und Unverständnis ihrerseits. Es hatte keinen Abschied, kein Abschiednehmen gegeben, bei dem wir diese Geschichten hätten auflösen können.

Und doch trage ich viele Erinnerungen an meine Mutter mit – und was sie erzählte und verschwiegen von ihrem Leben, begleitet mich bis heute.

## *Was sie erzählte und verschwieg von ihrem Leben, begleitet mich bis heute.*

Als Kind und junger Mann war ich Zeuge des Lebens meiner Mutter als Frau. Ich bemerkte ihre Zufriedenheit, als sie draussen auf der Terrasse Wäsche bügelte. Mit der Hand strich sie die Falten glatt und schichtete die zusammengelegten Pullover, T-Shirts, Hosen und Hemden zu Stapeln. Ich hatte meine Mutter im Spital besucht, als sie meine kleine Schwester geboren hatte und ich schaute ihr beim Stillen zu. Ich ging mit ihr in die Kirche, am Sonntagabend, nachdem wir Spaghetti gegessen hatten, die niemand so gut kochen konnte wie sie. Ich hörte sie neben mir singen und war glücklich. Ich roch das Haarspray und sah im Spiegel, wie sie den Lippenstift nachzog. Sie strich den Rock glatt und ich lobte die Wahl ihrer Kleidung. Heute sind das gute Erinnerungen und ich freue mich, dass ich sie in mir trage. Es ist die Geschichte meiner Mutter als Hausfrau, die ihren Job liebte und auch wirklich beherrschte. Wenn sie viele Jahre später als Grossmutter zu uns kam, betreute sie nicht nur unsere beiden Töchter. Sie kochte auch mein Lieblingsessen und räumte nebenbei Stapel von Wäsche auf und brachte unsere Wohnung in Schuss.

Meine Mutter bekam ihr erstes Kind, meine älteste Schwester, mit 26 Jahren. Meine jüngere Schwester brachte sie mit 41 zur Welt und sie war um die sechzig, als meine Schwester auszog, da kamen dann schon die ersten Grosskinder auf die Welt. Den grössten Teil ihres Lebens hat sich meine Mutter um uns Kinder gesorgt. Sie hat gestillt, gewickelt, gewaschen, gekocht und den Haushalt besorgt. Immer schmeckte gut, was sie kochte, immer roch es frisch und gut im Haus. Sie führte das Leben einer Schweizer Hausfrau – und als wir Kinder grösser waren, half sie im Geschäft des Vaters mit. Am Samstagabend gab es Teleboy mit Kurt Felix, Erdnüsse, ein Bier und die Freude des verdienten Feierabends.

Im Leben meiner Mutter gab es auch einen Schatten, eine unerklärliche Trauer, ein Unglück, hinter das ich als Kind nie kam, so sehr ich es mit ihr empfand. Sie hielt manchmal in ihrer Geschäftigkeit inne oder machte Bemerkungen, die ich als Kind nicht verstand. Sie war eine starke Frau, sie schickte sich in ihre Rolle als Hausfrau und Mutter, aber diese Rolle war ihr auch zu eng. Sie führte eine Ehe, in der sie viel zu seufzen und gemäss Eherecht wenig zu sagen hatte. Und wenn ich sie nach ihrer Kindheit fragte, wich sie aus.

### 2

Vor einigen Monaten habe ich die Memoiren meines Grossonkels gefunden, der Onkel meiner Mutter väterlicherseits. Sie öffneten mir den Zugang zu einer Welt, die mir immer verborgen geblieben war: Die Kindheit meiner Mutter, über die sie nie gesprochen hat. Meine Mutter war in Italien aufgewachsen, das wusste ich. Ich stellte mir einen warmen, geheimnisvollen Süden vor. Ich war als Kind nie dort, aber die Sprache hatte ich im Ohr, sooft meine Zios und Zias bei uns erschienen oder anriefen. Doch wenn ich meine Mutter nach ihrer Kindheit, nach den Orten ihrer Kindheit fragte, wich sie aus. Sie erzählte wenig von sich.

Heute erst fällt mir auf, wie sehr meine Mutter in unserer Familie eine Frau ohne Herkunft und Geschichte war. Mein Vater erzählte von seinen Jugendstreichen – Bärenfalle ausgehoben und Kuh gefangen –, und er erzählte so intensiv vom Militär, dass ich immer glaubte, er sei als Soldat im Krieg gewesen, dabei war er zu dieser Zeit noch ein Bub. Meine Mutter aber erzählte kaum etwas.

Das Schweigen meiner Mutter passte in eine Zeit, in der Frauen ihren Namen und ihre Herkunft ablegten, wenn sie heirateten. Sie nahmen gemäss dem Eherecht, das bis 1988 galt, den Namen und das Bürgerrecht des Mannes an. Im Stammbaum als Neuzugänge ohne eigene Genealogie vermerkt.

Ruth Klüger, Autorin des biografischen Romans «Weiterleben», hat sich mit dem Umstand der weiblichen Geschichtslosigkeit befasst. Als jüdisches Mädchen erlebte sie die Ausgrenzung und Diskriminierung der Juden und Jüdinnen und sie überlebte mit ihrer Mutter KZ und Vernichtungslager. Das Erzählen ihrer Geschichte war für sie immer auch ein Kampf ums Wort. In der jüdischen Familie, in der sie aufwuchs, war es den Männern vorbehalten, den Segen zu sprechen. Sie kämpfte darum, dass ihr jüngerer Bruder ihr nicht vorgezogen wurde. Im Erzählen über den Krieg war es den Männern vorbehalten, in grossen Worten die Schrecken eines Kriegswinters auszubreiten, den sie in Uniform und Stiefeln verbracht hatten, während die Erzählung einer Frau, die den selben Winter in Häftlingskleidung knapp überlebt hatte, nicht der Rede wert war. Frauen mögen zwar Geschichte erleben – sie zu erzählen, steht ihnen nicht zu.

Verbarg sich diese patrilineale Sichtweise hinter dem Schweigen meiner Mutter? Es kann sein. Vielleicht waren ihre Beweggründe auch viel persönlicher.

Beim Gespräch mit der jüngeren Schwester meiner Mutter erfuhr ich mehr: Sie und meine Mutter waren in einem Internat aufgewachsen, da ihre Mutter gesundheitliche Probleme hatte. Nur zu Ostern und Weihnachten durften die beiden Schwestern nach Hause. Die beiden Mädchen hatten immer Hunger, weinten vor Heimweh und froren. Die Nonnen, die das Internat führten, waren streng. Es gab Zurechtweisungen, Strafen, kaum Liebe. Es war die Zeit des Zweiten Weltkrieges, Holz und Kohle zum Heizen waren knapp, das Essen spärlich. Als Schulmädchen im Internat erlebten die beiden Schwestern den italienischen Faschismus. Im Nachlass meiner Mutter fand ich die Ausweise der Faschistischen Jugend, die sie aufbewahrt hatte. Was bedeuteten sie ihr wohl?

Ich erinnere mich an eine Bemerkung, die sie über die Lautsprecher im Schulzimmer gemacht hatte, aus denen die Stimmen der Führer zu hören waren: Grosse Parolen für kleine Mädchen. Sie sprach nicht über diese Zeit. Ihr gefiel, als ich in Uniform im Wochenendurlaub nachhause kam.

Am Familientisch diskutierten wir Brüder und Schwestern leidenschaftlich über die katholische Kirche, den Zweiten Weltkrieg und den Faschismus. Die Einzige aber, die alles hautnah miterlebt hatte, meine Mutter, schwieg. Fand sie ihre Geschichte nicht erzählenswert? Hielt sie eine gewisse Scham zurück, über ihre schwierige Kindheit zu erzählen?

### 3

Erzählte meine Mutter wirklich nichts aus ihrem Leben? Oder hörte ich nicht richtig hin?

Meine Mutter hatte sieben Kinder. Sie erzählte sich ihr Leben in der Abfolge der Geburten: «Das war, als ich mit Franco schwanger war», sagte sie. «Das war mit Alice, mit Beatrice, mit Bernhard». Diese Geschichte erzählte sie. Ihre Verwandtschaft aus Italien trat in meiner Kindheit an den grossen Festtagen auf: Firmungen und Erstkommunion wurden in der grossen Familie gefeiert. Wir waren 27 Cousins und Cousinen, zwölf Onkel und Tanten, die Grosseltern, die Grosstante, der Grossonkel. Nach dem Essen sangen meine Onkel und Tanten beim Grappa zwei Stunden am Stück. Für mich war das ein überwältigender Chor voller Optimismus und Lebenskraft.

In der grossen Runde meiner Zios und Zias fehlte eine Person: Die Mutter meiner Mutter und ihrer fünf Schwestern. Sie war gestorben, als meine Mutter 14 Jahre alt war. Meine Mutter hatte auch ihre Grossmutter väterlicherseits nicht gekannt: Sie war noch vor der Heirat ihrer Eltern gestorben. Von ihrer Grossmutter mütterlicherseits gibt es keine Aufzeichnungen und auch keine Äusserungen meiner Mutter. Nur eine Spur in die mütterliche Herkunftslinie kenne ich: Meine Urgrossmutter in der Sennhauserlinie, Antonietta Rota, ist in der Lebensgeschichte meines Grossonkels aufgeführt. Sie brachte zwölf Kinder auf die Welt, von denen vier das Erwachsenenalter erreichten. Mein Grossonkel schildert sie als lebenskräftige Frau, die, auf



die Erzählung seiner Schwester, sie habe ihn im Traum krank gesehen, eine Kutsche nahm und den tatsächlich schwerkranken Sohn in Bergamo in der Priesterschule abholte.

#### 4

Seit ich mich auf die Spurensuche gemacht habe, füllt sich der Raum der nicht erzählten Geschichte meiner Mutter mit Anekdoten, Bildern und auch Fotografien. Ich beginne mir vorzustellen, was es hiess, vor fünfzig, vor hundert und vor einhundertfünfzig Jahren das Leben einer Frau und Mutter zu führen: Eine kaum abreissende Folge von Geburten, körperlich herausfordernd wie ein Leben als Marathonläufer:in. Ständige Sorge, ständiger Kampf um das Leben der Kinder, das mit jeder schweren Erkältung bedroht war. Leben empfangen und in die Welt setzen.

Meine Mutter stand in der Reihe ihrer Mütter und meiner Vormütter, und doch war sie fern von ihnen aufgewachsen, in einer Welt, die sie vor uns Kindern verschlossen hielt.

Die Geschichte der Mütter zu erforschen heisst, sich in eine Welt aufzumachen, die im patriarchalen System eine Welt der Schatten ist. Wenn wir Freud und Jung Glauben schenken, dann ist es genau diese Welt des Verdrängten, Unbewussten, Unausgesprochenen, Unerzählten und Vergessenen, die eine unheimliche Macht über uns hat. Der Auseinandersetzung mit diesen Welten gaben die beiden Entdecker des Unbewussten das Bild des Abstieges in die Schattenwelt. Dieser Abstieg, denke ich, kann zur Heilung führen. Ich jedenfalls habe es so erlebt. Ich fand bei meiner Spurensuche keine mystischen weiblichen Urgründe – aber ich sah Zeugnisse aus dem Leben meiner Mütter und Vormütter, die in ihrer Zeit standen. Ich bereiste mehr als zehn Jahre nach dem Tod meiner Mutter die Orte, an denen sie gelebt hatte. Ich tauchte in das Wasser der Seen ein, die zur Landschaft ihres Lebens gehört hatte. Ich hörte die Sprache, mit der sie aufgewachsen war und in der sie sich bewegt hatte.

Bei meiner Spurensuche wurde mir bewusst, dass meine Identität lange dadurch bestimmt war, dass die ihre sich bei der Heirat auflöste. Hätten

wir ein Bürgerrecht, das über die Mütter gehen würde, wäre ich ein Secondo: Mein Urgrossvater hatte eine italienische Frau geheiratet. Mein Grossvater wäre dann Italiener gewesen, hatte wiederum eine Italienerin geheiratet, hätte italienische Kinder gehabt, von denen eines meine Mutter wurde. Die einen Schweizer heiratete, der ihre Staatsbürgerschaft übernommen hätte. Ich wäre heute – mit derselben Mischung von schweizerischem und italienischem Blut – ein Secondo, der sich um seine Einbürgerung bemühen müsste. Tatsächlich aber habe ich mich zu allen Zeiten meines Lebens als den waschechten Schweizer empfunden, der ich vom Pass aus bin. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte meiner Mutter hat mir eine zusätzliche Herkunft geschenkt und die Landschaft meines Lebens auf wunderbare Weise nach Süden erweitert. – Danke, Mama, für die Lebenswege, die du gegangen bist!

*Die Geschichte der Mütter zu erforschen heisst, sich in eine Welt aufzumachen, die im patriarchalen System eine Welt der Schatten ist.*

# Frauengeschichten

## Das grosse Leben

*Ursula Jakob erzählt über das Talent ihrer Mutter.*

Meine Mutter wollte, seit sie klein war, Schauspielerin werden. Sie erzählte mir, dass sie schon als kleines Kind Menschen auf ihre Eigenheiten und Verhaltensweisen beobachtet hatte, um sich für das Schauspiel zu schulen. Mit sechzehn Jahren rief sie heimlich beim Stadttheater Bern an und bat, vorsprechen zu dürfen. Der Intendant empfing sie im grossen, leeren Theatersaal. Sie spielte und rezitierte aus Schillers «Die Jungfrau von Orleans». Sie erhielt die Bestätigung, dass sie Talent habe – und nun natürlich eine fundierte Ausbildung brauche. Zuhause eröffnete sie diesen Bescheid ihren Eltern. Von einer Ausbildung zur Schauspielerin wollten sie nichts wissen, das sei kein rechter Beruf. Meine Mutter machte eine Lehre als Kinderkrankenschwester, heiratete meinen Vater und bekam im Jahrestakt fünf Kinder. Ich bin die älteste der Geschwister. Der Haushalt gab viel zu tun, Vater leitete die Seilfabrik in Trubschachen.

Aber das Schauspiel ging meiner Mutter nicht aus dem Kopf. Es musste sein. Vierzigjährig in den 1960er Jahren, gründete sie mit meinem Vater, einer Freundin, dem Notar Leuenberger und dem Posthalter (am Klavier) das Kabarett «Schweli-Groppä». Der Name bezieht sich auf einen kleinen, grossköpfigen Fisch, Groppe, der sich unter den Schwellen der Emme tummelt.

Die Gruppe bespielte mit ansehnlichem Erfolg die Turnhallen und Gemeindesäle im Emmental. Geprobt wurde abends bei uns in der Stube. Wir Kinder beobachteten aus einem Versteck unsere Eltern und ihre Freund:innen, die ganz offensichtlich Spass an ihrem Schaffen hatten.

In den 1970er Jahren kam meine Mutter zur Liebhaberbühne Emmental. Man brachte Gotthelf auf die Bühne. Meiner Mutter fiel nicht selten die Rolle der rabiaten Bäuerin zu.

Mit 58 Jahren kam dann der Durchbruch: Meine Mutter spielte in der Serie des Schweizer Fernsehens «Das Motel» mit. Sie war Frau Graber, Bauersfrau mit einem schwierigen Mann zuhause, die im Service des Motels arbeitete, das, so wie es im Film gezeigt wurde, in Härkingen stand. Eine Woche vor Drehbeginn erhielt die Crew das Drehbuch zugesandt, dann kam man im Motel zusammen und drehte die Folge in einem Tag ab. Auf der Strasse kannte man danach meine Mutter. Von da an war meine Mutter Schauspielerin. Sie machte Hörspiele und Sketches, hatte Auftritte in verschiedenen Formaten: Meine Mutter lebte den Traum ihrer Kindheit. Und das noch lange. Erst im Alter von 93 Jahren endete ihr grosses Leben.

18 Erzähl mal!





*Dieses Bild vom Baum, der bald blühen wird, habe ich von der Hütte mitgenommen.*

## Aufbruch

*Nadja Rothenburger erzählt von einer aufmunternden Begegnung mit einer anderen Frau.*

Es war kurz vor Ostern, jene noch stille Zeit des Jahres, in der sich die winterliche Starre zu lösen beginnt, das wiederkehrende Licht einen langsam herauslockt. Es war grad keine einfache Zeit für mich. Mein Bekannter Ivo fuhr mich in seinem roten Auto ins Emmental, in diese einsame Hütte, gebaut an einem Hang, ohne Heizung, ohne fließend Wasser. Wir schauten sie uns an, Ivo erklärte mir alles und fuhr schliesslich wieder weg. Ich blieb alleine dort zurück und fühlte mich fremd in der Welt.

Am nächsten Morgen ging ich hinaus, vor dem Haus stand der Brunnen, das Eis angetaut, auf den Wiesen blühten die Narzissen. Und um den Mittag herum stürmten zwei Kinder zum Hüttli herunter, dahinter Ivo und seine Frau Sonja, die ich noch nicht kannte. Sonja kam mit Körben und Kisten in den Händen auf mich zu. Ich erinnerte mich, dass Ivo mir aufgetragen hatte, die Osternester für die Kinder zu verstecken. Dann war ich aber unsicher, wie ich das genau machen sollte. Ich dachte, es wäre besser Sonja zu fragen, wie sie es gerne haben möchte. Sie sagte nur: «Mach' es, wie du möchtest.» Sonja und Ivo lenkten ihre Enkelkinder ab, während ich rasch die Nester versteckte. Es war sogar eines für mich dabei.

Dann assen wir das Osterfrühstück vor der Hütte unter dem Apfelbaum, der schon Knospen trug. Sonja meinte: «Noch zwei, drei Wochen, dann blüht er.» Es war gutes Essen, ein schöner Tag, und ich blieb dann noch vier Tage alleine in der Hütte, machte mir jeden Abend Wasser warm und wusch mich zum Tagesende mit Seife über der Waschkübel. So wie Sonja es mir beschrieben hatte. Und dieses Bild vom Baum, der bald blühen wird, habe ich von der Hütte mitgenommen. Deshalb habe ich jetzt auch die Samen für Sonja in der Tasche. Damit sie eine Frühlingsblumenwiese vor der Hütte aussäen kann. Damit es bald wieder blüht.

## Vom Verdingkind zur Lenco-Chefin

*Fritz Laeng erinnert sich an das umtriebige Leben seiner Mutter.*

Meine Mutter Marie Laeng kam, um mit ihrer Geschichte vorne zu beginnen, im Sommer 1905 zur Welt. Ihre Geschichte ist eine bemerkenswerte Geschichte, es ist die Geschichte einer Frau, die die Beamten im Alter von zehn Jahren verdingten – und die 46 Jahre später die Geschicke eines weltweit erfolgreichen Konzerns mitlenken sollte.

Ihre Eltern sind früh gestorben, rund zehn Jahre nach ihrer Geburt. Sie und ihr Bruder wurden als Waisenkinder zu zwei verschiedenen Bauern verdingt. Meine Mutter verschlug es nach Schüpbach, ins «Schmutzloch», sie arbeitete lange dort und zog erst mit neunzehn Jahren nach Italien, wo sie in verschiedenen Hotels tätig war, um dann irgendwann wieder in die Schweiz zurückzukehren. Da half sie dann einer Verwandten in einem Gasthof in Grünen. In dieser Zeit lernte sie meinen Vater kennen und tauschte mit ihm viele Briefe aus. Meine Eltern heirateten 1929. Bis dahin ist die Geschichte schnell erzählt.

Das erste Kind, Hans, kam 1931 zur Welt und starb kurz nach der Geburt. Ein Jahr später wurde ich geboren, 1935 mein Bruder Rudolf. Zwei weitere Jahre später kam Hugo zur Welt. Er starb ebenfalls kurz nach der Geburt.

Mein Vater hatte seit 1924 ein Radiogeschäft, wobei zu dieser Zeit Radio noch mit Kopfhörern gehört wurde, mit so genannten «Detektoren». Das Geschäft lief nicht sehr gut. Meine Eltern gründeten darum Ende der 1930er Jahre die Pension Birkeneck an der Technikumstrasse 18. In diesem grossen Haus mit viel Umschwung begann die Zeit der Pension als Ergänzung zum Radiogeschäft. Zwanzig bis dreissig Technikumschüler kamen zum Essen und fünf bis zehn logierten in der Pension. Meine Mutter war in der Familie, im Radiogeschäft und in der Pension tätig, wo sie für Küche und Haushalt Angestellte hatte. Am Mittagstisch sass den Gästen der Pension, die Familie und auch die Angestellten des Radiogeschäftes. Rege diskutierte man über Geschäftliches. Meine Mutter beteiligte sich an den Gesprächen. Sie brachte Ideen ein und setzte sie meist auch durch – wenn es sein musste mit kleinen Tricks: Während des Krieges fuhr sie mit einem Vertreter über Land von Hof zu Hof. Das Auto fuhr mit Holzvergaser, denn das Benzin war rar. Sie führte den Bauern die im Krieg begehrten Radioapparate vor. Um sie vom teureren Modell zu überzeugen, stellte sie jeweils im billigeren Mo-

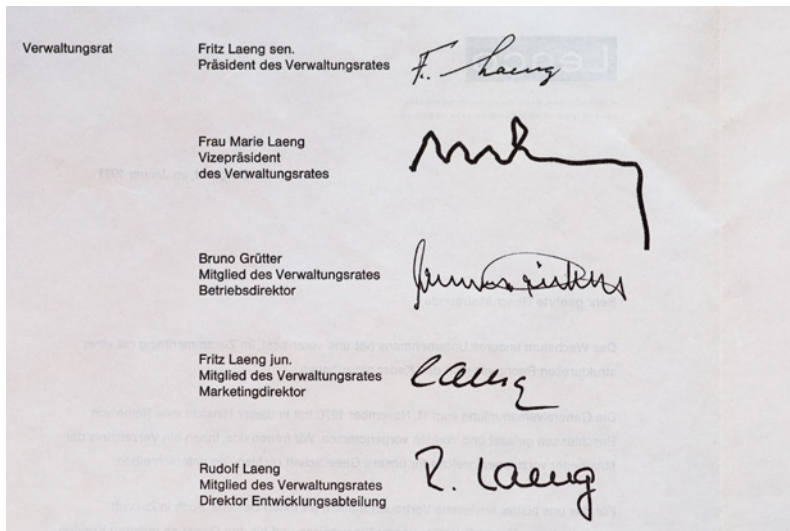
dell den Sender etwas ungenau ein, um dann den brillanten Empfang des besseren Gerätes vorzuführen, das sie präzise einstellte.

Bruno Grütter war im Radiogeschäft meines Vaters für die Reparaturen zuständig. Er war ein genialer Tüftler und hatte die Idee, einen Plattenspielerantrieb für alle damals gängigen Geschwindigkeiten zu konstruieren. Meine Mutter griff die Idee auf und trieb die Gründung einer Firma voran, die diesen Antrieb konstruieren sollte. Im Winter 1946 wurde Lenco gegründet. Aktionär:innen waren mein Vater, meine Mutter und Bruno Grütter. Die treibende Kraft war Mutter.

Ein grosser Wendepunkt in der Geschichte der Lenco war dann der Vertrag mit Ex Libris. Meine Mutter las in der Zeitung, dass die zur Migros gehörende Ex Libris nebst Büchern auch Schallplatten verkaufen werde. Sie erkannte, dass dies eine Chance für das Geschäft war. Sofort nahm sie Kontakt auf und besuchte eine Vertraute von Gottlieb Duttweiler in Zürich. Anfangs 1953 kam dann ein vierseitiger Vertrag zustande mit einer Bestellung für tausend Plattenspieler. Lenco verpflichtete sich, in weniger als zwei Monaten die ersten fünfhundert Apparate zu liefern. Mit diesem Vertrag begann die Erfolgsgeschichte des Unternehmens. Zum Inlandgeschäft mit Migros kamen Kund:innen aus Europa und weltweit. In Hasle fand die Firma neue Produktionsräume. Im Wallis eröffnete Lenco eine neue Fabrik – und im Jahr 1961 gründete man eine Fabrik in Osimo, Italien. Meine Eltern kauften sich dort ein Haus und lebten oft dort. Produziert wurden mit etwa tausend Beschäftigten Batteriemotoren und Kassettengeräte zum Einbau bei Autoradios. Meine Mutter fühlte sich wohl in Italien, das sie aus ihrer Zeit als Hotelangestellte kannte.

In Osimo gründete meine Mutter das «Istituto di Istruzione Superiore M. Laeng», das bis heute als technische Berufsschule besteht.

Meine Mutter war eine aktive Frau, verstand ihr Engagement und ihre Warmherzigkeit zu verbinden. Das zeigt ein Projekt, das sie noch vor der Gründung von Lenco Italiana vorantrieb. Bruno Grütter, Begründer und langjähriger Mitarbeiter von Lenco, der eigentlich schon fast zur Familie gehörte, hatte drei Kinder, von denen eines eine Behinderung hatte. Meine Mutter schaute, dass dieses Kind in Gosshöchstetten in ein Heim ein-



*Meine Mutter brachte Ideen ein und setzte sie meist auch durch – wenn es sein musste mit kleinen Tricks.*

treten konnte. Die Betreiber:innen waren knapp bei Kasse. Da sammelte meine Mutter Geld und Unterstützungsbeiträge. Das Hotel Stadthaus lieferte Geschirr. Sie fragte auch die Sewa-Lotterie an. Sie erhielt eine Absage und erzählte dies im Zug einer Freundin, mit der sie nach Bern fuhr. Am nächsten Tag erhielt sie einen Anruf – im Zug war zufälligerweise einer der Verantwortlichen der Sewa, der den Entscheid revidierte. Zudem mobilisierte meine Mutter die Belegschaft der Lenco und schaffte es, dass über 140 Mitarbeitende an Samstagen Fronarbeit im Heim leisteten und Wände strichen, Kabel verlegten und den Garten instand setzten.

Meine Mutter war eine tatkräftige Frau – dabei hatte sie immer gesundheitliche Probleme. Sie war zuckerkrank und als Folge davon übergewichtig. Gegen Ende ihres Lebens kam es zu langen Spitalaufenthalten in Genf. Sie kannte den Arzt und vertraute ihm. An ihrem letzten Lebenstag telefonierte sie fast vier Stunden mit meiner Frau. Sie hatte grossen Kummer, dass mein Bruder und ich uns nicht gut verstanden. Tatsächlich hemmte unser Konflikt die Entwicklung der Lenco, die ihr Lebenswerk war und sie als Firma nur wenige Jahre überleben sollte. Meine Mutter starb 1974. Die Lenco schloss ihre Tore 1978. Der Name steht noch heute für Plattenspieler der Extraklasse. Dass hinter diesem Namen das Wirken einer beherzten, tatkräftigen und durchsetzungsfähigen Frau steckt, wissen wenige.



## Austausch – ein Reichtum

*Anette Vogt engagiert sich seit acht Jahren für Geflüchtete in Burgdorf.*

Als in jenem Sommer vor acht Jahren die sogenannte «Flüchtlingswelle» nach Europa kam, beschäftigte mich das sehr. Besonders als ich sah, wie die Schweiz, eines der reichsten Länder der Welt, diese Menschen in lieblosen, abgelegenen und teils unterirdischen Anlagen unterbrachte. Schliesslich musste auch Burgdorf eine Notunterkunft eröffnen. Glücklicherweise ist das hier sehr ruhig verlaufen und wir hatten keine Gegenaktionen wie an anderen Orten. Ich stellte fest: Burgdorf tickt menschlich und sozial – das gefiel mir.

Doch die Unterbringung in der unterirdischen Anlage empfand ich als unwürdig. Ich habe die dort lebenden Menschen regelmässig besucht, und als ich die Zustände sah, wusste ich, hier muss man etwas tun! Gemeinsam mit der Reformierten Kirche bauten wir ein Angebot auf: das «Offene Haus», damit die Menschen wenigstens einen halben Tag pro Woche raus- und mit Menschen von hier in Kontakt kommen konnten. Auf einen Freiwilligenaufruf hin meldeten sich viele Unterstützer:innen. Diese Bereitschaft zu helfen war sehr eindrücklich. Um zehn Uhr machten wir auf – aber ausser uns und den Freiwilligen war niemand da. Also sind wir kurzerhand die Menschen in der Notunterkunft holen gegangen. Dort hatten sie eine ganz andere Tagesstruktur, wussten zum Teil nicht einmal, welchen Tag wir hatten. Doch nach einigen Wochen mit Abholen hatte es sich etabliert, und so war das Haus jeden Dienstag voll.

Viele Burgdorferinnen und Burgdorfer haben mitgewirkt: Man spielte zusammen Basketball, gab Deutschkurse oder hat Wanderungen organisiert. Auch ging man gemeinsam joggen oder Fussball spielen. Doch schnell war klar, dass es für die Freiwilligen mit den komplexeren Aufgaben – Wohnung suchen, Familiennachzug mitorganisieren – zu viel wurde. Es braucht viel Zeit und Energie, sich in diese Themen einzuarbeiten. Viele Engagierte kamen an die Grenzen ihrer Möglichkeiten und zogen sich zurück. Die Reformierte Kirche stellte mich deshalb als Migrationsbeauftragte an, damit ich auch das Angebot «PaMi – Patenschaften für Migrant:innen» leiten konnte. Bei diesen Patenschaften begleite ich die Freiwilligen, unterstütze sie und stehe beratend zur Seite.



Damit das erworbene Wissen der freiwillig Engagierten weiterhin zur Verfügung steht, habe ich mit ihnen die Interessengemeinschaft «Burgdorf integriert» gegründet. Wir funktionieren wie ein Dachverband, unterstützen uns gegenseitig, geben Tipps und Tricks weiter und informieren einander, wenn sich die Gesetzgebung wieder ändert. Auch die Stadt Burgdorf unterstützt uns finanziell. So können wir manchmal kleine Schritte in der Integration ermöglichen, die an einem bescheidenen finanziellen Aufwand zu scheitern drohten. Viele Menschen profitieren, die Geflüchteten ebenso wie diejenigen, die offen sind und den Willen zum Helfen haben, ohne dass sie an ihre Grenzen kommen und deshalb ihr Engagement beenden.

Das Offene Haus existiert noch immer, jetzt kommen Frauen und Kinder, Asylsuchende, die Deutsch lernen möchten, und Menschen in der Langzeitnothilfe. Diese Langzeitnothilfe ist ein sehr düsteres Kapitel. Sowieso entrüstet mich die

*Integration verstehe ich nämlich als gegenseitigen Prozess, als Miteinander.*



Migrationspolitik in Europa sehr. Da habe ich gemerkt, man kann noch so viel Freiwilligenarbeit leisten, die eigentlichen Veränderungen passieren nur, wenn man politische Wege einschlägt. So habe ich für den Stadtrat kandidiert, eben um Einfluss zu nehmen. Ich wurde gewählt – und wieder gewählt. Ich habe mich auch beruflich umorientiert und machte das Diplom zur Migrationsfachfrau.

Es gibt noch viel zu tun. Meiner Meinung nach macht der Staat nicht genug, um eine erfolgreiche Integration zu garantieren. Integration verstehe ich nämlich als gegenseitigen Prozess, als Miteinander. Ich bin überzeugt, eine Investition in Sprache und Bildung unsererseits würde sich auch für unsere Gesellschaft sehr lohnen. Die Menschen, die ich bis jetzt kennen lernen durfte, sind sehr motiviert. Man muss sich vorstellen: Diese Menschen haben es geschafft, bis zu uns zu kommen. Sie haben also sehr viele Kompetenzen im Rucksack, die aber eben nicht auf einem Diplom ausge-

wiesen sind. Als privilegierte Frau hier in der Schweiz empfinde ich es als meine Pflicht, etwas weiterzugeben, zu helfen, zu tun, was ich nur kann. Und aus den Patenschaften entstehen Beziehungen, sogar langjährige Freundschaften. Dieser Austausch ist für uns alle eine riesige Bereicherung.

## Eine böse Karte zu Weihnachten

*Johanna Schlegel-Probst war Stadträtin für die Grünen.*

Sie schiebt das Kuvert mit dem giftigen Inhalt lächelnd von sich weg. Es ist eine sauertöpfische Weihnachtskarte, die Johanna vor acht Jahren erhielt: vorne eine bunte und pralle Nana von Niki de Saint Phalle, innen in leicht verstellter, gut leserlicher Handschrift ein unfroher Gruss zum frohen Fest. Sie habe in der Stadt mehrfach Projekte angerissen, die immer nur Geld gekostet hätten, lautet der anonyme Vorwurf auf der Karte. Und: «Der Grössenwahn war bei euch immer vorhanden. Besser wäre es, vor der eigenen Türe zu wischen. Frohe PlöFFige Weihnachten. Traum weiter!»

«Die Karte ist mir wieder einmal in die Hände gelangt», erzählt Johanna. Wirklich beschäftigt habe sie sie nicht, sie zeige aber, wie manche Leute reagierten, wenn man aktiv sei und etwas bewegen möchte, besonders als Frau. Vermutlich stamme das Kärtchen von einer Frau, die sich mit ihren politischen Ansichten nicht identifizieren könne.

«Das, wofür ich einstehe», sagt Johanna weiter, «ist ein wichtiger Teil meines Lebens.» Sie hat bei den Grünen im Burgdorfer Stadtrat und dann zehn Jahre im bernischen Grossen Rat politisiert. «Wir sollten unseren Nachfahren keine ausgebeutete und kaputte Natur hinterlassen», sagt sie energisch. Zusammen mit Martin Wälti habe sie sich an vorderster Front für die Velostadt Burgdorf eingesetzt. Aus diesem Engagement entstanden sind etwa die Fussgängerampel an der Kirchbergstrasse, die Poller beim Kindergarten Zeughausmatte und die bewachte Velostation mit Hauslieferdienst der Stiftung Intact.



***Wir sollten unseren Nachfahren keine ausgebeutete und kaputte Natur hinterlassen.***

«Mein ganz persönliches Kind ist die spezielle und energiesparende Wohnung, die ich für mich im Dachgeschoss einer Altstadtliegenschaft einbauen liess, an der Grabenstrasse mit schönem Blick auf das Schloss, das Emmental und die Alpen», sagt Johanna. In der Wohnung findet sich kaum ein rechter Winkel, auf Innentüren hat sie vollständig verzichtet. Und eine Heizung gibt es auch keine. Das Minergie-Appartement ist so stark gedämmt, dass es im Winter praktisch keine Wärme verliert. Und wenn doch etwas verloren geht, wird beim Kochen, Backen oder dem Essen eines Fondues automatisch kompensiert. «Wir brauchen keine wertvolle Energie zu verschwenden, um es im Winter mit 18 bis 19 Grad genügend warm und im Sommer einigermassen kühl zu haben», sagt sie. Und erzählt weiter, dass sie sich, auch wenn sie sich schon lange aus der aktiven Politik zurückgezogen habe, weiter engagieren wolle. «Wir haben es in der Hand, welche Welt wir unseren Kindern hinterlassen wollen.»



## Die Apothekerin

*Esther Mürger ist die Tochter der ersten Apothekerin von Burgdorf.*

Meine Mutter, Verena Mathys-Marti, war die erste Apothekerin in Burgdorf. 1935 hat sie die Apotheke am Kirchbühl 4 von ihrem Vater übernommen. Sie war damals 31 Jahre alt und ledig. Die Bewilligung des Regierungsrates, in dem ihr die Behörden die Ausübung des Berufs als Apothekerin erlaubten, war an das «Fräulein Marti» adressiert.

Eigentlich hätte ihr Bruder die Apotheke des Vaters übernehmen sollen – jedoch wollte und konnte dieser nicht. Stattdessen hat meine Mutter Pharmazie studiert. Sie war stolz darauf, eine Akademikerin zu sein und war auch Mitglied des Schweizerischen Akademikerinnenverbands. Die Burgdorfer:innen haben meine Mutter immer Frau Doktor genannt. Das war aber wegen meinem Vater, er war Zahnarzt.

Ich kann mich daran erinnern, dass meine Mutter in ihrer Apotheke vorwiegend Frauen beschäftigt hat. Sie gab ihnen eine Stellung und damit eine Chance. Die Oberstadt war damals das Geschäftszentrum der Stadt und nicht so ausgestorben wie heute. Die Apotheke und meine Mutter waren stadtbekannt. Viele Leute, vor allem Frauen, kamen mit ihren Leiden lieber zu ihr, als dass sie zu einem Arzt gingen.

Meine Mutter führte ihre Apotheke 35 Jahre lang – ab 1970 verpachtete sie das Geschäft dann an eine Nachfolgerin. Seit 1993 ist der Laden keine Apotheke mehr, aber das Interieur ist noch da.



## Wir haben uns in über hundert Jahren einen guten Namen aufgebaut.



### «Setzen Sie Ihre Talente ein!»

*Elisabeth Knutti ist seit 2012 Präsidentin des Gemeinnützigen Frauenvereins.*

Ich hörte von meiner Mutter davon. Sie ging an die vom Frauenverein organisierten Altersnachmittage und las dort, dass dieser eine neue Leitung suchte. Es hiess, sie brauchten dringend jemanden, da sie die Nachmittage sonst nicht mehr durchführen könnten. Da dachte ich mir: «Das kann ich ja machen!»

Als ich anrief, hatten sie allerdings schon jemanden, aber sie luden mich trotzdem in den Vorstand ein, um zu schnuppern. Und so begann alles. Mir gefiel die Vorstandsarbeit, ich blieb, wurde über die Jahre erst Vizepräsidentin und dann Präsidentin. Ich machte immer schon viel – mein Tag hat 24 Stunden. Und da ich damals, als ich beim Gemeinnützigen Frauenverein anfang, Teilzeit arbeitete, ging so ein Engagement gut.

Mein Leben hat sich oft um Frauenthemen gedreht, das hat mich immer interessiert. Ich bin gerne eine Frau. Mir ist es wohl in dieser Rolle. Ich bereue nicht, keine Karriere gemacht zu haben. In Teilzeitarbeit kommt man ja selten in Leitungspositionen. Ich habe ein gutes, sehr erfülltes Leben. Die Familie, die Arbeit, die Freiwilligenarbeit, das erfüllt mich, das ist eine gute Mischung. Ich bin zufrieden, meistens.

Manchmal werde ich gefragt, warum ich mich nicht auch politisch engagiert habe. Aber ehrlich, dazu fehlte mir die Zeit. Man kann nicht Teilzeit

arbeiten, Kinder haben, zur Mutter und ledigen Tante schauen, das Haus besorgen, in Vereinen sein und noch politisieren. Manchmal ist es auch einfach gut, wie es ist.

Ich war immer in Vereinen tätig. Dadurch ist man auch schnell vernetzt. An einer Kinomatinée vom Frauennetz Burgdorf bin ich mal neben einer Frau gesessen, die im ZONTA-Club in Bern aktiv ist – und so bin ich auch dahin gekommen. Da engagieren wir uns beispielsweise gegen Gewalt an Frauen. Doch hier in Burgdorf kenne ich viele, hier kann ich Fäden ziehen. Mir ist es sehr wichtig, dass auch wir Frauen uns vernetzen und voneinander profitieren.

In der Politik sind die Wege harzig, es geht oft nur langsam voran. Wenn wir im Gemeinnützigen Frauenverein ein Projekt starten wollen, dann können wir das in kurzer Zeit auf die Beine stellen. Helfer:innen finden wir immer genügend. Man muss sie oft persönlich anfragen, sie melden sich selten selber. Vielleicht auch, weil unser Name «Gemeinnütziger Frauenverein» nicht mehr zeitgemäss ist. Aber der Name ist positiv besetzt, viele Menschen verbinden etwas damit. Wir haben uns in über hundert Jahren einen guten Namen aufgebaut.

Mir fällt auf, wenn ich Frauen nach ihren Talenten frage, sie meistens abwehren und die erste Antwort «Ich kann doch nichts» lautet. Beim Nachfragen entdecken wir dann die Begabungen und viel Fachwissen. Dies können wir im GFV gut einsetzen: Verkaufen, reparieren, dekorieren, coachen, beraten, Kuchen backen, servieren, mit Zahlen jonglieren, organisieren, und so weiter. Wir haben für fast alles eine Einsatzmöglichkeit.

Ich denke, darum geht es im Leben, seine Talente einzusetzen. Ob privat oder in einem Verein, es lohnt sich! Dafür erhält man Wertschätzung und Dank und es gibt ein gutes Gefühl. Also: Setzen Sie Ihre Talente ein!

## Rockstar

*Lilou Jutzis Katze konnte Memory spielen.*

Sie war grau-weiss getigert und wir haben sie «Rockstar» genannt. Eigentlich hiess unsere Katze ja Jerry, wie die Band, in der mein Vater damals spielte. Als sie abends einmal reinkam, hat er sie gefragt: «Na, hast du heute wieder einen Gig gehabt?». Seither war sie nur noch der Rockstar. Aber das war vor meiner Geburt.

Als ich Rockstar kennenlernte, war er schon alt, er ging nicht mehr viel raus. Viel lieber hat er Zeit mit mir verbracht. Wir lagen nebeneinander auf dem Sofa und spielten Memory. Rockstar war die einzige Katze, die ich kenne, die Memory spielen konnte. Ich durfte seine Pfote nehmen und die Memorykarte für ihn umdrehen. Meistens habe ich gewonnen.

Manchmal habe ich ihm auch ein Tütü angezogen und wir haben Verchleiderlis gespielt. Einmal war ich Coiffeuse und habe ihm die Schnurrhaare geschnitten. Das war keine gute Idee, er lief danach nicht mehr gerade aus, aber zum Glück sind sie schnell wieder nachgewachsen.

Rockstar wurde immer müder und schlief immer mehr. Er war so müde, weil er schon 19 Jahre alt war. Mama und Papa sagten, dass er alt ist und leidet. Er konnte nicht mehr gut hören und hat deshalb immer lauter Miau gemacht. Irgendwann wollte er nicht mehr essen und dann haben wir ihn einschläfern lassen. Wir haben Rockstar danach mit nach Hause genommen und ihn im Garten, in der Ecke neben dem Baum, begraben. Den Baum habe ich gepflanzt. Jetzt ist Rockstar schon drei Jahre weg. Dafür ist Momo bei uns, er ist eine schwarze Katze und wir haben Findus dazu adoptiert. Momo ist wilder als unser «Röcku» und Findus ist ein Angsthase. Er beisst mich, wenn ich mit ihm Memory spielen will.

*Ich durfte seine Pfote nehmen und die Memorykarte für ihn umdrehen.*





**«mängisch chummi mir scho chli als  
Vorritere vo de Froue vor»**

*Beatrix Rechner war Schweizermeisterin im  
Hochsprung und ist Geschäftsführerin der Rechner  
Bettwaren GmbH.*

Ich kam mit zwölf Jahren nach Burgdorf. Es war kein einfacher Start für mich. Meine Eltern und ich kamen aus dem Tessin, das bedeutete damals, dass wir Italiener waren, beziehungsweise – exgüse – Tschinggä. Burgdorf war wahnsinnig konservativ, es war zäh. Wir haben ab 1963 hier in der Landwirtschaftszone gewohnt, äne a dr Ämme, im Siecheschache. So haben sich die Leute ein Bild von uns gemacht. Damals der Schulstart – ich wäre am liebsten davongerannt. Die Alternative war dann der Sport. Ich begann mit der Leichtathletik, so kam ich viel in der Schweiz und in Europa rum. Erfolg stellte sich ein, ich hatte sechsmal den Schweizermeistertitel im Hochsprung. Wir, Meta Atennen und ich, waren die ersten Frauen, die zweimal am Tag trainiert haben. Ich war eine reine Amateurin.

An meinem ersten Meeting in Thun wurde ich innerhalb der Leichtathletik für fünf Disziplinen angemeldet. Und dann bin ich zum Hochsprung, rannte und landete – froget si mich ned wieso

– plötzlich auf dem Rücken. Übliche Technik war damals die Schere oder der Straddle. Ich bin meiner neuen Technik treu geblieben und gewann sofort an Höhe. Ich habe den 28-jährigen Schweizerrekord gebrochen und konnte dadurch schon früh an den Länderspielen teilnehmen. Alle wollten, dass ich umstelle, aber ich blieb bei meinem Rechner-Flight. Dann waren 1968 die Olympischen Spiele in Mexiko, aber das war mir gerade ein Jahr zu früh. Fosbury war an diesen Spielen und gewann mit seinem Fosbury-Flop. Ich kam mit ihm in Kontakt, wir haben Videos ausgetauscht. Das Highlight meiner Karriere waren die Olympischen Spiele 1972 in München. Die Spiele sind ein einzigartiges Ereignis, so was vergisst man ein Leben lang nicht mehr. Auch das Attentat vom 5. September bekam ich damals mit.

Der Sport war eine Lebensschule. Ich denke, wenn ich den Sport nicht gehabt hätte, hätte ich nicht gelernt, zu kämpfen, und dann wäre das mit dem Geschäft so nicht gegangen. Als ich zwanzig

## *Ich bin Jägerin und war im Kanton Bern die erste Frau in einem Jagdvereinsvorstand.*

war, starb mein Vater und irgendjemand musste das Geschäft übernehmen. Sport und Geschäftsführung gingen nicht zusammen. So musste ich mich entscheiden. Das war hart, denn ich hatte meine Zukunft schon geplant. Ich wollte 1976 an die nächsten Olympischen Spiele in Montreal, in Bern wollte ich das Lehrer:innenseminar machen. Ich gab mir also fünf Jahre Zeit für das Geschäft, und wenn es bis dann nicht gehen würde, hör ich auf. Und jetzt bin ich immer noch hier, ich müsste zwar nicht mehr arbeiten, tue es aber immer noch, mache einfach noch das, was ich auf meiner Fäderli-Ranch gerne mache.

Zudem bin ich – völlig untypisch für eine Frau – Jägerin und war im Kanton Bern die erste Frau in einem Jagdvereinsvorstand. Bei grösseren Versammlungen gab es schon Jäger, die meine Kollegen sehr angegriffen haben, weil diese eine Frau dabei hatten. Aber meine Kollegen sind immer zu mir gestanden. Unter Jägern gilt ja das «Du», aber mich haben sie immer gesiezt. Ja, da gab es wahnsinnige Frauengegner, da war klar «d’Frou ghört ins Hus». Der damalige Präsident setzte sich für mich ein, spendierte ein Apéro mit der Ansage «und hüt wird mit jedem duzis gmacht». Gepasst hat das manchem gar nicht, aber mit der Zeit wurde es besser. Auch bei der Sektion Mittelland wählte man mich als erste Frau in den Vorstand, obwohl man mir schlechte Chancen vorausgesagt hatte. Und doch habe ich es geschafft. Immer, wenn man mir sagte, dass ich etwas nicht könne, wollte ich es umso mehr. Die damalige Regierungsrätin wollte eine Frau in der Jagdprüfungskommission haben. Zwei Jäger fragten mich halbherzig, hätten sich aber eine Absage gewünscht. Je mehr sie argumentierten, desto eher dachte ich «ja dir chöit mi», und so habe ich es gemacht. Auch heute gibt es nur zwei Frauen im Gremium, dabei gäbe es viele fähige Jägerinnen. Die Jagd ist halt immer noch eine Männerdomäne. Das finde ich schade.

Auch in der Politik suchte man Frauen, und so wurde ich angefragt. Ich liess mich für den Stadtrat aufstellen und prompt wurde ich gewählt, war auch für ein Jahr Stadtratspräsidentin. Ich war damals noch bei der SVP, wechselte später zur BDP, die war mir einfach näher. Der nächste Schritt war die Wahl zur Gemeinderätin, diese zwölf Jahre waren eine gute, arbeitsintensive Zeit. Auch das Amt der Bürgergemeindepräsidentin durfte ich als erste Frau ausüben.

Heute bin ich Verwaltungsratspräsidentin beim Hallenbad. Im KMU Burgdorf habe ich mich über viele Jahre engagiert und war die erste Frau im Vorstand. Drei Mal war ich BUGA-Präsidentin, auch dort als erste Frau. Ein wirkliches Highlight ist für mich der KMU-Award, den ich vor drei Jahren erhalten habe. Diese Auszeichnung und die Unterstützung der Leute, das ehrt mich sehr. Es ist der Lohn für alles, was ich in meinem Leben geleistet habe. Es war eine lange Zeit, in der ich mit Power und Herzblut gearbeitet, Siege und Niederlagen erlebt und immer wieder Vorreiterinnenrollen für Frauen besetzt habe. Ja, so war und ist es: mein bewegtes Leben als Frau.

## Mussolini und meine Mama

Ivo Knill erforscht die Geschichte seiner Mutter

(siehe auch S. 14–17).

Im Herbst vor einem Jahr habe ich eine Kartonschachtel mit Fotos, Dokumenten und Briefen aus dem Nachlass meiner Mutter durchstöbert. Dabei bin ich auf ihren Ausweis der faschistischen Jugendbewegung «La Piccola Italiana» gestossen. Ich war überrascht, aber nicht völlig erstaunt. Meine Mutter wuchs in Italien in der Nähe von Bergamo auf. Als Kind fragte ich sie nach ihrer Kindheit in Italien. Sie erzählte die Geschichte von Peppo, der im Feigenbaum sass und die süssen Früchte schlemmte. Sie sprach auch vom Internat, in dem sie zur Schule ging. Von ihrer Jugend weiss ich sonst nicht viel mehr, als dass sie das fünfte von sechs Kindern war und in diesem Internat einen Grossteil ihrer Kindheit verbracht hat.

In derselben Schachtel wie der Ausweis der faschistischen Mussolini-Bewegung lag auch ein Ausweis der katholischen Bewegung, das ging offenbar gut zusammen. Das Internat wurde von Nonnen geführt, die sich mit dem Faschismus augenscheinlich arrangierten. Meine Tante, Mutters jüngere Schwester, war im gleichen Internat untergebracht und erzählte von der winterlichen Kälte in den Gängen, den strengen Nonnen und den dürftigen Mahlzeiten – es war Krieg und es gab wenig zu essen und kaum Holz zum Heizen. Die beiden Schwestern hatten Hunger und Heimweh, weil sie ihre Familie nur an Ostern und Weihnachten sahen. Und jetzt erinnere ich mich auch, dass meine Mutter von den Lautsprechern sprach,

die in den Schulzimmern hingen. Aus ihnen hörten die Mädchen die Parolen des Duce.

Natürlich war meine Mutter keine Faschistin. Aber als ich den Ausweis in der Hand hielt, wurde mir noch einmal bewusst, wie wenig ich von ihrem Leben als Kind wusste – und bis heute weiss.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges kam sie mit ihrem Vater und ihren Geschwistern in die Schweiz. Es war eine Rückkehr in die Heimat, die ihr Grossvater achtzig Jahre zuvor Richtung Italien verlassen hatte. Ihre Geschichte liess sie in Italien zurück.

Wenn ich mich in der Schule und im Studium mit dem Zweiten Weltkrieg Krieg und dem Italienischen Faschismus befasste, kam mir nie in den Sinn, dass ich nicht nur der Sohn eines Schweizer Vaters war, der oft und gerne von seinen Erlebnissen im Schweizer Militär sprach, aber den Krieg in der verschonten Schweiz erlebt hatte – sondern auch der Sohn meiner Mutter, die in Italien den Faschismus und den Krieg als Kind und Jugendliche erlebt hatte. Ich sah mich als Kind des Schweizer Vaters und nicht der in Italien aufgewachsenen Mutter. Mein Vater lebt noch, aber er weiss auch nicht viel über die Kindheit und Jugend meiner Mutter, es hat ihn wohl nie interessiert.

Wenn ich sie heute noch darauf ansprechen könnte, würde mir meine Mutter wohl dennoch keine Details erzählen und alles verwedeln. So war ihr Wesen. Oder täusche ich mich?



*Vielleicht gefällt mir die Geschichte deshalb gut,  
weil niemand der Frau so etwas zutraut.*



### **Im Gewand der Harmlosigkeit**

*Trix Niederhauser führt die Buchhandlung am  
Kronenplatz – und schreibt Krimis.*

Ich bin Geschäftsführerin der Buchhandlung am Kronenplatz. Nach meiner Ausbildung als Buchhändlerin habe ich eine Zeit lang in Langenthal gearbeitet, da war mir aber nicht so wohl. So habe ich mich hier in Burgdorf bei Elisabeth Zäch beworben, wo ich nun schon jahrelang bin. Es ist ein Riesengeschenk für mich, dass ich in einem so schön renovierten Lokal arbeiten darf. Ich möchte hierbleiben, wenn möglich bis zu meiner Pensionierung. Es ist einfach wunderbar, so viele neue Bücher um mich herum zu haben; und den Umgang mit Menschen mag ich, man kennt sich hier.

Ich schreibe auch selbst Krimis und andere Geschichten über Beziehungen und über das Leben. Fünf Bücher sind es mittlerweile. Ich habe schon als Kind gerne geschrieben, ich denke mir gerne etwas aus. In einer Geschichte kann man eine eigene Welt erschaffen und sozusagen «dirigieren». Wenn es mir langweilig ist, beim Warten am Bahnhof oder in der Schlange im Supermarkt, kommen die Geschichten. Da schaue ich mir an, was im Einkaufswagen einer Person alles drin ist

und überlege mir eine Geschichte dazu – das sind mal neutrale, mal skurrile Ideen. Durchs Schreiben kann ich mich ausdrücken und etwas verarbeiten. Wenn ich Rache empfinde, kann ich einfach eine Figur wählen, die für mich einer anderen Person etwas heimzahlt. Das ist super. In meinem meistverkauften Buch «Denn vom Trauern kommt der Tod» geht es auch genau darum: um Rache. Eine kleine ältere, scheinbar harmlose Frau lebt im Heim, strickt Socken – und mordet. Vielleicht gefällt mir die Geschichte deshalb gut, weil niemand der Frau so etwas zutraut. Jedenfalls fühlt sie das so und ich denke: Dieses Gefühl kennen viele Frauen. Ja, etwas Biografisches spielt in meinen Büchern immer mit rein.



### Gelebte Freundschaft ohne Grenzen

*Trudy Köhli ist Hausfrau und Mitglied des Soroptimist-Clubs Burgdorf.*

Ich war mit der halben Welt verbunden, habe so tiefe Freundschaften gefunden. Man hätte dafür vielleicht nicht in die Türkei reisen müssen, aber auch da habe ich Menschen kennengelernt und Freundschaften geknüpft, die blieben. Doch beginnen wir die Geschichte in Burgdorf, bei den Soroptimistinnen, einem internationalen Serviceclub, der sich für Frauenrechte, Bildung, Gleichberechtigung und Frieden zum Wohle der Frauen einsetzt.

1972 fragten sie mich an, beim «Soroptimist International Club Burgdorf» mitzumachen. So bin ich damals Mitglied geworden, eine Soror, eine Schwester, wie wir sagen. Und ich bin es heute noch, fünfzig Jahre später. Wir sind kein gemeinnütziger Verein, wir sind, wie gesagt, ein Serviceclub. Wir möchten von Frau zu Frau etwas bewegen, Ausbildungen ermöglichen und vor allem füreinander da sein.

Eines Tages, als ich Unionspräsidentin der Soroptimistinnen war, kam ein Brief vom Club Şişli aus einem Stadtteil von Istanbul. Sie suchten für arme Kinder in Erzurum Skisportartikel, damit die nicht zuschauen müssen, wenn die reichen Kinder Ski-

fahren gehen. So haben wir, die wintersporttreibenden Nationen, gesammelt und da war dann eben ich, s'Trudy Köhli, per Zufall dabei. Und so haben wir gesammelt und es gab einen riesigen Lastwagen voller Ware – der Bürgi hat so viele von seinen Skiern geliefert und Stöcke und zuletzt noch eine Gletscherbrille. Burgdorf hat am meisten geliefert. Wir haben alles an einem gewittrigen Sommertag zusammengetragen. So kam es, dass die jungen Frauen vom Club Şişli uns zu sich einluden.

Zu viert reisten wir dann in die Türkei. Was mich ganz fest beeindruckte, war die Schule, die der Club Şişli betrieb. Die Clubmitglieder erteilten Gratisunterricht an Menschen aus Ostanatolien, an Männer und Frauen und in allen Fächern: Rechnen, Nähen, Kinder pflegen, Kochen. Der Computerkurs kostete einen kleinen Betrag. Auf einem gemeinsamen Ausflug machten wir einen Zwischenstopp an einer Gedenkstätte für Atatürk. Eine Frau, die weinte da schrecklich und sagte zu mir: «Weisst du Trudi, jetzt wo wir meinten, wir seien freier und endlich keinen Gesichtsschleier mehr tragen müssen, wurde von höchster Ebene allen Frauen versprochen, sie bekämen hundert Dollar, wenn sie im Schleier an die Uni gehen. Weisst du, wie viel junge Mädchen sich für hundert Dollar so verkaufen?» Mit ihrer ganzen Kraft hatte sich diese Frau dagegen gewehrt, den Schleier tragen zu müssen – und alles war zunichte gemacht worden. Das beschäftigte mich enorm.

Als Unionspräsidentin wurde ich auch nach Burgas am Schwarzen Meer in Bulgarien geschickt, um einen Club zu gründen. Die Gründungsversammlung war in der ehemaligen Synagoge, die auch von den Orthodoxen für Anlässe gebraucht wurde. Es war so eindrücklich in diesem Gebäude, aber kalt, kalt, kalt. Ich wurde gebeten, für die Feier, die Dekoration aus Burgdorf mitzunehmen: blauer Stoff, aus dem wir ein Tisch Tuch genäht haben, gelbe Kerzen und Kerzenhalter – alles in den Farben der Soroptimistinnen.

Der Club Burgas hatte ein soziales Projekt, ein Kinderheim, das wir unterstützen wollten. Wir wollten uns das am Nachmittag ansehen gehen, aber das wurde uns verweigert, weil es ein zu tragischer Anblick sei. Wir haben insistiert, da wir wissen wollten, wie man helfen konnte. So wur-



den wir dahingefahren. Wir kamen am Waisenhaus an und es war mucksmäuschenstill. Die Kinder lagen in ihren Betten oder sassen auf den kleinen Kinderstühlen. Hübsche Kinderstühle. Aber die Kinder, sie waren wie glasig, durchsichtig und ihre Augen... – unvergesslich. Man hatte ihnen vorher gelernt zu sagen «Bist du Tante?». Beim Abendessen waren sie an hübschen kleinen Tischen und assen kleine Brotstückchen mit einer roten Paste. Die Heimleiterin hatte illegal auf einem Feld Paprika und Tomaten geerntet, um eine Paste zu machen, damit das Brot ein wenig Geschmack erhielt. Und was sie tranken, das war bläuliches, milchiges Wasser. Ein «Träneli» Milch mit Wasser verdünnt. Geduscht haben sie im Keller mit dem Gartenschlauch. Die Ärztin hat furchtbar gelitten und meinte, «schau, dieses Kind wird den Morgen nicht mehr erleben». Wir haben dann eine Patenschaft gemacht, das kostet zweihundert Franken pro Nase im Jahr, für tägliche Milch, Brot und Medikamente. Und sie hatten vom Geld noch übrig, um Erholungsferien am Meer zu machen. Jedenfalls waren wir, mein Mann und ich, fünf Jahre später nochmals das Waisenhaus besuchen und es war ganz anders, so schön! Unser Patenkind fragte meinen Mann «Bist du Onkel?». Wir hörten die Kinder singen und jodeln, ach war das schön.

So habe ich ein wenig die weite Welt erlebt. Das gibt mir jetzt noch, wo ich einfach einen kleineren Radius habe – darf man ja auch mit neunzig – ganz viel. Diese Erinnerungen und die Bilder bleiben bis heute. Ja, ich war mit der halben Welt verbunden, habe so tiefe Freundschaften gefunden. Dafür bin ich dankbar.



*Als Unionspräsidentin wurde ich auch nach Burgas am Schwarzen Meer in Bulgarien geschickt, um einen Club zu gründen.*



Schülerinnen erschaffen im Schulhaus Gsteighof ein Denkmal für die Schauspielerin Birgit Steinegger. Sie ging in Burgdorf zur Schule.

# Frauen aufs Podest!

Das Museum Schloss Burgdorf gewann 2021 mit dem Projekt «Frauen aufs Podest!» beim Wettbewerb «Tête-à-tête». Damit ermöglicht die kantonale Kulturförderung gemeinsam mit der Stanley Thomas Johnson Stiftung innovative und mehrmonatige Kulturprojekte an Berner Schulen. Zwei Schulklassen aus dem Oberstufenschulhaus Gsteighof wählten Frauen aus der Region aus, die sie beeindruckten, und schufen ihnen ein Denkmal. Projektleiterin Christine Wüest gibt einen Einblick in den Schaffensprozess.



Bei einem Stadtrundgang in Burgdorf finden sich keine Strassennamen für Frauen.

## Und wo sind die Frauen?

Die Gebrüder-Schnell-Terrasse, die General-Suter-Gedenktafel, das Pestalozzi-Denkmal, die Max-Buri-Strasse: In Burgdorf gibt es im öffentlichen Raum zahlreiche Erinnerungen für Männer. Solche für Frauen sucht man (fast) vergeblich.

Die Schulklassen 9h und 9f aus dem Schulhaus Gsteighof haben sich daran gemacht, dies zu ändern. Aber: Welche Frauen verdienen aus der Sicht der Schülerinnen und Schüler heute ein «Denkmal»? Wie könnte ein modernes «Denkmal» aussehen? Wie und wo sollen die Frauen in Burgdorf sichtbar gemacht werden?

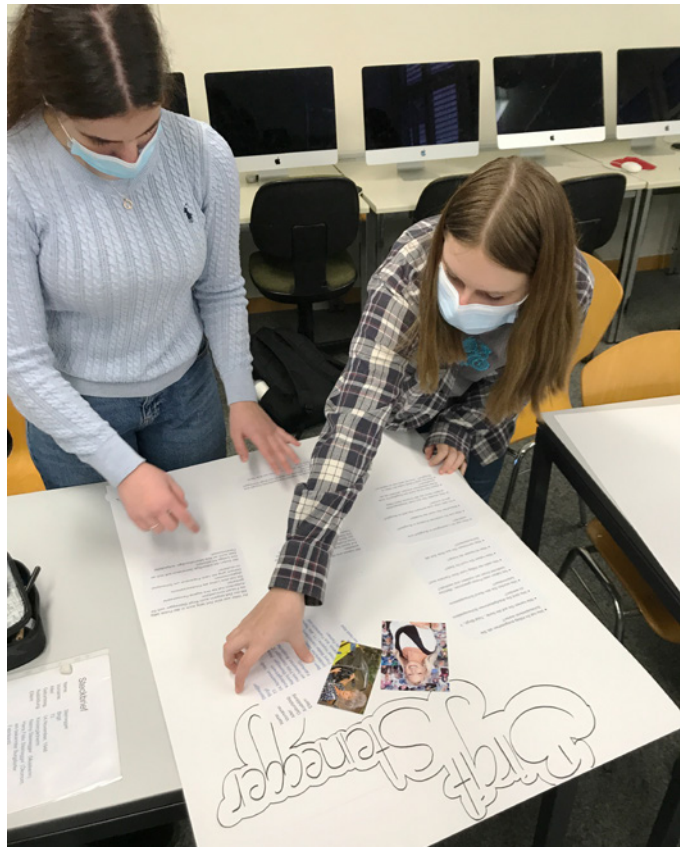
Im Projekt «Frauen aufs Podest!», eine Kooperation des Museum Schloss Burgdorf und der Oberstufe Gsteighof, machen sich die Jugendlichen auf die Suche nach beeindruckenden Frauen aus der Region, denen sie gerne ein Denkmal setzen wollen. Soll es eine Politikerin sein? Eine Flüchtlingshelferin? Eine Sportlerin? Oder doch die eigene Grossmutter?

Die Gruppen recherchieren, wählen aus, starten Anfragen und führen (wenn möglich) mit ihrer «ausgewählten» Frau oder deren Angehörigen Interviews. So bekommen sie persönliche Einblicke in Frauenbiographien, lernen die eine oder andere Burgdorferin beim Tee näher kennen und erfahren: Diese Frauen haben Beachtliches geleistet!

Schliesslich sind «Denkmäler» für die ausgewählten Frauen am Entstehen. Soll es ein Birgit-Steinegger-Graffiti sein? Ein Annemarie-Studer-Kuchenverkauf? Eine Elisabeth-Zäch-Holzskulptur? Oder doch eine Metallinschrift oder ein Blog? Die Kreativität der jungen Menschen, wie die Frauen «aufs Podest» gehoben werden können, ist gross und wird in Burgdorf etwas zu sehen (und hoffentlich auch zu reden) geben.

Im Ausstellungsraum «Macherinnen – Frauengeschichte aus Burgdorf und dem Emmental» im Museum Schloss Burgdorf geben Videos Einblicke in den Entstehungsprozess der neuen Denkmäler. Die Filme wurden von den Schulklassen selber produziert, begleitet von den Filmschaffenden Sonja Mühlemann und Raff Fluri.

Danke an die Kulturförderung des Kantons Bern, die Stanley Thomas Johnson Stiftung, den Gemeinnützigen Frauenverein Burgdorf und den Gemeinnützigen Frauenverein Kirchberg für die Unterstützung des Projekts.



Schülerinnen gestalten Portraits für die beeindruckenden Frauen.



Das neue «Denkmal» für Heidi Brodbeck.



Recherchearbeit für die Denkmäler der ausgewählten Frauen.

# Ein Schloss für alle



Im Museum Schloss Burgdorf in andere Zeiten und Welten eintauchen (Verena Menz).

Ob für den spontanen Ausflug oder das von langer Hand geplante Fest, ob für das bildende Seminar oder die spannendste Projektwoche ever: Schloss Burgdorf bietet für alle ein abwechslungsreiches Angebot in einzigartigem Ambiente.

## Entdecken – das Museum

Wie kam die Burg zum Dorf? Warum führt die Eisenbahn durch einen Tunnel? Und was hat das Emmental mit den Sternenkollisionen zu tun? Das Museum Schloss Burgdorf bietet in über zwanzig Räumen die unterschiedlichsten Antworten zu diesen Fragen – und zu zahlreichen weiteren. Die Ausstellungen erzählen vom Leben und Arbeiten im Schloss, in der Stadt Burgdorf und der Region. Auch erzählen sie von den grossen Zusammenhängen, davon wie Burgdorf mit der Welt und dem Universum, dem Hier und Heute, dem Morgen und Gestern verbunden ist. Wir zeigen Geschichten, die das Leben schrieb, schreibt und schreiben wird. Es fehlt an nichts.

## Staunen – die Wunderkammern und historischen Räume

In den zahlreichen Wunderkammern bilden Objekte aus der historischen Sammlung des Rittersaalvereins, der Ethnologischen Sammlung und der Goldkammer kleine neue Welten zum Abtau-

chen in andere Zeiten und Orte und lassen Sie – versprochen! – kaum aus dem Staunen rauskommen: Der Rittersaal aus dem Jahr 1200, die Kapelle mit Fresken aus dem 14. Jahrhundert, der im Jahr 1686 bemalte Schiltensaal oder das Gerichtszimmer aus dem 20. Jahrhundert – all diese Räume können Sie bewundern und ihre Geschichte in Bild und Ton erfahren.

## Erkunden – die Rundgänge und das Schlossgespenst

Wandeln Sie auf den Spuren der Zähringer oder der Burgdorfer Weltenreisenden, legen sie den Fokus auf die Faszination Gold oder auf weitere Highlights: Die Thementouren leiten Sie nach Ihren Interessen.

Die jüngeren Museumsbesuchenden und ihre Begleitenden führt das Schlossgespenst Burdtli durch die Gänge und zu seinen Freundinnen und Freunden. So geht garantiert niemand verloren – und eine Überraschung ist garantiert.



*Nach der E-Bike-Tour im Schlosshof Batterien laden und Durst löschen (Verena Menz).*

### **Erfassen – die Erlebniswelten**

Wie konstruierte und baute man im Mittelalter einen Torbogen? Wie roch es früher aus den Kochtöpfen? Wie fühlt sich Gold an? Das Museum Schloss Burgdorf eröffnet Welten für alle Sinne: Alte Handwerkskünste können ausprobiert, Materialien gerochen und Dinge angefasst werden.

In der Filmkammer auf dem Dachboden werden lokale Filmtrouvailles gezeigt. Daneben können die Kinder nach Herzenslust spielen, lesen, sich verkleiden oder das Schlossgespenst Burdtli suchen.

### **Tafeln – das Schlossrestaurant**

Im Schloss eine Selbstverständlichkeit: die fürstliche Verpflegung im Schlossrestaurant. In unserem Speiselokal und im Gartenrestaurant (je sechzig Sitzplätze) bieten wir Ihnen ein ausgiebiges Frühstück, Tagesmenüs oder à la Carte-Gerichte mit saisonalen und regionalen Köstlichkeiten. Das Schlossrestaurant bietet eine phänomenale Aussicht auf Burgdorf und auf das Emmental und ist Begegnungsort für die Stadtbevölkerung ebenso wie für externe Schlossbesuchende.

### **Schlafen – die einzigartige Jugendherberge**

Mitten im Museum übernachten – eine ungewöhnliche und ungewohnte Begegnung von Vergangenheit und Gegenwart. Die Zimmer (Doppel-, Familien- oder Mehrbettzimmer) befinden sich im ehemaligen Kornhaus und in der einstigen Festhalle der Zähringer. Das ist schlichtweg perfekt, denn so können Sie Teile des Museums auch in den Abendstunden erkunden, und auf speziellen Tapeten lassen sich Muster und Objekte aus dem Schloss entdecken.



*Jedes Zimmer der Jugendherberge ist einzigartig (Laura Gargiulo).*

### **Zusammen feiern – in den passenden Sälen**

Die edlen Gesellschaften der Zähringer sind längst ausgezogen, und auch die Geschworenen haben die prunkvollen Säle verlassen. Schloss Burgdorf bietet zwölf Innenräume und drei Lokalitäten unter freiem Himmel, die neu belebt werden wollen – mit romantischen Trauungen, mit rauschenden Hochzeitsfesten, mit Jubiläumsfeierlichkeiten, mit Tagungen und Banketten oder mit konzentrierter Themenarbeit fern der Alltagshektik (in geeigneten Sälen oder Sitzungszimmern mit moderner Infrastruktur) – ganz wie es Ihnen beliebt.



*Der Rittersaal entstand vor 800 Jahren (Verena Menz).*

# Gender Gesellschaft Sinn

*im*

# ERNST

Ein Probe-ERNST gratis!\*  
[redaktion@ernstmagazin.com](mailto:redaktion@ernstmagazin.com)

\*Solange Vorrat

[ernstmagazin.com](http://ernstmagazin.com)

# Jetzt im Förderclub mitmachen

Nur dank der grosszügigen Unterstützung vieler Menschen ist neues Leben ins Schloss Burgdorf eingezogen und erfreut Gross und Klein. Für eine lebendige Nutzung mit vielseitigen Ausstellungen, einem attraktiven Kulturprogramm und regelmässigen Schlossschriften braucht das Schloss weitere Freund:innen und Gönner:innen.



## 1. Werden Sie Freund:in

Als Freund:in unterstützen Sie das Museum mit einem jährlichen Beitrag von CHF 50.- oder mehr und werden per Newsletter über unsere Anlässe informiert.

## 2. Werden Sie Gönner:in

Als Gönner:in des Museums zahlen Sie einen jährlichen Beitrag ab CHF 250.- und erhalten die Einladung zu exklusiven Schlossanlässen und Exkursionen sowie Gratis-eintritt ins Museum.

## 3. Unterstützen Sie uns mit einer Spende

Selbstverständlich freuen wir uns auch sehr über einmalige Spenden. Jeder Beitrag ist wichtig!

Online für den Förderclub anmelden:

[www.schloss-burgdorf.ch/club](http://www.schloss-burgdorf.ch/club)

oder direkt mit untenstehendem Einzahlungsschein Ihren Beitrag überweisen. Spenden an den Verein Museum Schloss Burgdorf sind bei den Steuern abzugsberechtigt.

Vielen Dank für Ihre wertvolle Unterstützung.

## Empfangsschein

Konto / Zahlbar an  
CH22 0900 0000 1570 4469 0  
Verein Museum Schloss Burgdorf  
Schlossgässli 1  
3400 Burgdorf

Referenz  
RF26 S3

Zahlbar durch (Name/Adresse)

Währung Betrag

CHF

Annahmestelle

## Zahlteil



Währung Betrag

CHF

## Konto / Zahlbar an

CH22 0900 0000 1570 4469 0  
Verein Museum Schloss Burgdorf  
Schlossgässli 1  
3400 Burgdorf

Referenz  
RF26 S3

## Zusätzliche Informationen

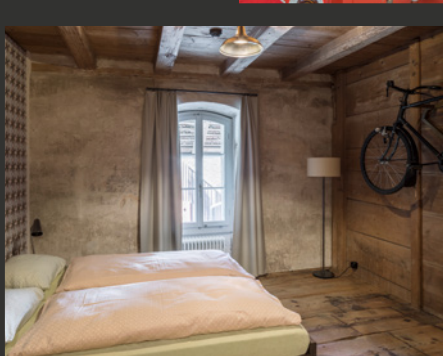
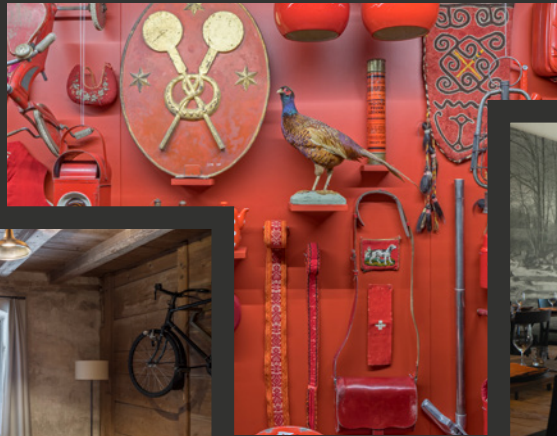
o Spende / o Freund:in ab CHF 50 / o Kyburger CHF 250 /  
o Zähringer CHF 500 / o Berchtold CHF 1000

Zahlbar durch (Name/Adresse)

Staunen, Speisen, Schlafen und Feiern



Die Wunderkammern und vieles mehr im neuen Museum entdecken.



Komfortabel in der Jugendherberge  
in historischen Mauern übernachten.



Im Restaurant lokale Speisen  
in einmaligem Ambiente geniessen.